N12<528773295 021
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Zehntes Heft.

China's Missionsgemeinden.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

Ghc I 150 b

1. Evangelische Missionsanfänge in China.

Seit Jahrhunderten schon hatten katholische Missionare in China mit Eifer und Erfolg für die Ausbreitung der römischen Kirche gewirkt — bald unter dem Sonnenschein kaiserlicher Huld, bald unter blutigen Verfolgungsstürmen — als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auch das protestantische England zum Bewußtsein seiner Missionspflicht unter den Heiden zu erwachen begann. Es waren gerade die Tage der strengsten Absperrung China's gegen das Ausland, in welchen, von der 1795 gegründeten Londoner Missionsgesellschaft gesandt, im Jahr 1807 Dr. Morrison als der erste evangelische Missionar vor der verschlossenen Pforte des Reichs der Mitte eintraf. Wurde es damals den Katholiken schwer, das Alte zu erhalten, so war eine neue Unternehmung von Seiten der Protestanten natürlich noch viel schwerer. Es konnte sich zunächst nur um eine vorbereitende Wirksamkeit handeln, nämlich um die Erforschung der räthselhaften Sprache, deren kolossaler Bau als eine für fast unübersteigbar gehaltene Scheidewand seit Jahrtausenden trennend zwischen den Chinesen und den übrigen Völkern der Erde stand. Einige der früheren Jesuiten-Missionare hatten zwar zum Staunen der Chinesen bereits den Beweis geliefert, daß es auch für Barbaren möglich sei, die Sprache des himmlischen Reichs zu bemeistern, allein sie hatten weder Hilfsmittel zur Erlernung derselben hinterlassen, noch war es ihnen in den Sinn gekommen, die Bibel ins Chinesische zu übersetzen, so mancherlei andre christliche Schriften sie auch darin herausgegeben hatten. Die Ausarbeitung eines chinesischen Wörterbuchs also, und wo möglich auch die Uebersetzung der h. Schrift war der Zweck von Morrison's Sendung.

Die Schwierigkeiten, die sich seiner Arbeit entgegenstellen sollten, begannen schon in der Heimat: er fand kein Schiff, das ihn nach Kanton mitnahm, dem einzigen Platz des weiten chinesischen Reichs, wo unter den schmachvollsten Einschränkungen sich überhaupt Europäer aufhalten durften, denn die ostindische Compagnie, welche da-

mals das Monopol des Handels in den östlichen Gewässern hatte, glaubte wie in Indien, so auch in China ihre Handelsinteressen durch die Predigt des Evangeliums gefährdet. Mit dem weiten Umweg über Amerika landete Morrison verstohlen eingeschmuggelt im portugiesischen Makao an der ungastlichen Küste, die zu betreten England keinem Missionar gestattete. Kein Europäer bot dem einsamen Fremdling ein Obdach, kein christlicher Freund hieß ihn willkommen, als er von dort nach Kanton weiterzog. Ohne von irgend einer Seite her ein ermunterndes Wort zu hören, saß er Tag für Tag in einem kellerartigen Waarenmagazin, das er sich gemiethet, über dem Studium der wunderlichen Sprache, an deren Erlernung sich kaum je ein Engländer gewagt hatte. Die Lampe, bei deren Schein er studirte, hinter einem dicken Band versteckend und nur selten sich unter den argwöhnischen Eingebornen zeigend, lag er unverdrossen seinem Werke ob. Ein Jahr nach seiner Ankunft zum Uebersetzer der englischen Faktorei in Makao ernannt, konnte er dann unangefochten dort weilen und ohne Unterstützung aus der Heimat in der Stille die Missionszwecke verfolgen, die bis zu seinem Tode die erste Stelle in seinem Herzen einnahmen. Sobald er im Stande war, sich in der chinesischen Sprache verständlich auszudrücken, suchte er in seiner Wohnung kleine Privatvereine von Chinesen einzurichten, welche er in der Nacht heimlich um sich versammelte und denen er Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Und er durfte wirklich die Freude erleben, daß trotz aller damit verbundenen Gefahren einige seiner Zuhörer zum Glauben an ihren Erlöser durchdrangen. Innerhalb zehn Jahren vollendete er die Riesenarbeit, ein Wörterbuch der chinesischen Sprache in sechs Quartbänden zum Druck zu befördern. Drei Jahre darauf genoß er das Glück, seine freilich noch sehr verbesserungsbedürftige Bibelübersetzung fertig zu bringen, während sein ihm 1813 nachgesandter gleich eifriger Mitarbeiter Milne des Mißtrauens der portugiesischen Behörden wegen sich bald hatte nach Malaka zurückziehen müssen, von wo aus er durch Presse, Schulen und Hausbesuche unter den dort wohnhaften Chinesen auf ihr noch unzugängliches Heimatland zu wirken suchte. Wie Milne, widmeten sich auch in andern Kolonien der ostindischen Compagnie, wo sich zahlreiche Chinesen angesiedelt hatten, noch etliche englische und amerikanische Missionare dieser vorbereitenden Arbeit; unter ihnen auch der erst 1856 nach vierzigjährigem treuem Dienst entschlafene Dr. Medhurst (S. 5).

Seit neun Jahren schon war Milne in Malaka zu seiner Ruhe

eingegangen, als im Jahr 1834 zu Makao Morrison mit dem Hoffnungsschimmer von hinnen schied, daß China's Nacht sich endlich doch zerstreuen werde. Durfte er doch seine in Kanton gesammelte

Dr. Medhurst.

kleine Gemeinde der Pflege des wackern eingebornen Predigers Lyang-Afa hinterlassen, der durch Milne für den Herrn gewonnen, 1816 in Malaka getauft und später durch sein brennendes Verlangen, die Seinen

Christo zuzuführen, nach Kanton zurückgetrieben worden war, wo er unter Gefängniß und Schlägen Treue hielt und dann wirklich seine Gattin, einen Sohn und eine Tochter nebst zehn andern Chinesen als Beute davon trug! Schon waren auch die Amerikaner Bridgman, Abeel und Stevens und der Preuße Gützlaff an China's Gestaden angelangt, welch letzterer, die seitherigen Bahnen verlassend, eine neue Aera in der Evangelisation des noch immer festverschlossenen Reichs herbeizuführen hoffte. — Im Jahr 1803 in Pommern geboren, war Gützlaff als 17jähriger Jüngling in Jänicke's Missionsseminar in Berlin eingetreten, von dort 1823 nach Rotterdam gekommen und 1826 von der holländischen Gesellschaft nach Batavia gesandt worden. Hier und in der Umgegend hatte er etliche Jahre im Segen gewirkt und sich mit der chinesischen Sprache vertraut gemacht. In Siam, wo er sich in den Jahren 1828—31 aufhielt, hatte er sich mit einer reichen Engländerin verheirathet, die aber über der Geburt ihres ersten Kindleins starb. Tief erschüttert und auch körperlich eines Wechsels bedürftig, hatte er darauf dieses dürre Arbeitsfeld verlassen und sich nach China gewandt, wohin schon lang sein Sehnen stand. Daß seine Gesellschaft in Rotterdam sich seinen Plänen widersetzte, hatte ihn nicht irre gemacht; er hatte sich einfach von ihr losgesagt, entschlossen, hinfort von dem Vermögen zu leben, das ihm als Erbe seiner Gattin zugefallen war.

Ein merkwürdiger, reichbegabter Mann, dieser Gützlaff, in dessen Herzen gewiß ein feuriger Eifer für die Bekehrung der Chinesen fortgelodert hat bis an sein Ende, obgleich später allerlei Schutt die rechte Lebenskraft erstickte. An die Liebesglut eines Paulus erinnerte es, wenn Gützlaff im Mai 1831 einem seiner europäischen Freunde schrieb: „Alle meine Gedanken wenden sich China zu, nicht aus eigener Wahl, wie ich hoffe, sondern auf den Ruf Gottes. Ich liebe die Chinesen unaussprechlich, ich brenne für ihr Heil. Ich trage diese Hunderte von Millionen, welche das Evangelium nicht kennen, vor den Thron der Gnade und in die Arme unsres Hohepriesters. Gott wird mir schon einen Weg in dieses Land zu bahnen wissen. Nicht als ob ich glaubte, ich vermöge etwas, ich schwaches Gefäß aus Erde; aber der allmächtige Herr, unser Erlöser, der Löwe aus Juda, ist der Fels meines Glaubens. Lieber wollte ich diese Welt verlassen, als noch länger den Triumph des Satans mit ansehen. Unter all meinen Mühsalen genieße ich ein Glück, das ich noch nie gekostet hatte. Christus ist mein Erbtheil; Christus ist der unbeschränkte Be-

herrscher China's und der ganzen Welt. In Ihm und mit Ihm besitze ich Alles. Der Herr kommt — das ist die Hoffnung der Missionare. Ja komm, Herr Jesu, komme bald!"

Was aber eine Missionsgesellschaft nimmermehr gestatten konnte, das wagte Gützlaff noch in demselben Jahr auf die Gefahr gerechter Mißbilligung hin, indem er auf einem Schmugglerschiff (s. Abb.), welches das China vergiftende Opium in unbewachte Buchten trug, als Dolmetscher reiste und bei dieser Gelegenheit seine Bibeln und Traktate in die Hände von Tausenden brachte. Mehrmals schwebte er in Todesgefahr durch Stürme, einmal auch durch Matrosen,

Chinesische Dschunke.

die in seinen Bücherkisten Gold und Silber vermutheten; bei der Küstenbevölkerung selbst aber fand er überraschenden Eingang, wozu gewiß der Umstand viel beitrug, daß er in Sprache, Kleidung und Benehmen bereits ganz ein Chinese geworden war, wie er auch den chinesischen Namen Schi-ki angenommen hatte und sich Gae-han „Chinesenfreund" zu unterschreiben pflegte. Ebenso ermuthigend wie die erste sich bis an die Küste der Mandschurei hinauf erstreckende Reise verliefen drei weitere Fahrten, die Gützlaff theils auf englischen, theils auf chinesischen Schiffen machte. Im Jahr 1838 aber nahm er die ihm von der englischen Regierung angetragene, mit

einem hohen Gehalt verbundene Stelle eines Sekretärs für die chinesischen Angelegenheiten an, die Medhurst mit der Erklärung abgelehnt hatte: „Ich bin ein Missionar, und im Dienste meines himmlischen Herrn will ich ganz bleiben, so lange ich lebe."

Schon vor der Uebernahme seines neuen Amtes hatte Gützlaff angefangen, aus etlichen Personen, die er in Makao getauft hatte, Nationalgehilfen und Prediger heranzubilden. Sobald seine Absicht bekannt wurde, strömten in erstaunlicher Menge und Schnelligkeit Taufkandidaten herbei: Aerzte, Lehrer, Schriftsteller, Dichter, Handelsleute, Gelehrte, Krämer, Handwerker — Jünglinge und Greise unter einander, die alle nach kurzem Unterricht die Taufe erhielten. Um die verschiedenen Mundarten, die sie redeten, sofort zu weiterer Ausbreitung des Evangeliums zu benützen, beschloß Gützlaff, die Neubekehrten alsbald in ihre Heimat zurückzusenden, damit jeder dort seinen Landsleuten predige. Da sie ihre Reisekosten ersetzt bekamen, waren alle Getauften gleich dazu bereit, und bald schickten sie von allen Seiten her die günstigsten Berichte über die Erfolge ihrer Thätigkeit, schickten oder brachten auch selber etliche durch sie bekehrte Landsleute zu Gützlaff, die dann ebenfalls getauft wurden und ebenfalls für Geld ihre Predigtreisen antraten. Eine Zeitlang wiegte sich Gützlaff in der süßen Täuschung, es seien gar keine Missionare mehr nöthig, der Weg sei jetzt gefunden, China durch Chinesen zu bekehren. Durch den 1840 über den schmachvollen Opiumhandel ausgebrochenen Krieg Englands mit China wurde seine Missionsthätigkeit vielfach gestört, nach dem Friedensschluß von Nanking im Jahr 1842 aber siedelte er mit den englischen Behörden auf die neu erworbene Insel Hongkong über, wo hinter den glänzenden Wohnungen der englischen Handelsherren sich in der schmutzigen Chinesenstadt bald aller Abschaum und alles Gesindel der gegenüberliegenden Küste ablagerte. Unter diesen durch die Aussicht auf Gewinn hergelockten Leuten begann Gützlaff alsbald wieder seine Arbeit. Seine Getauften und Sendboten folgten ihm nach seinem neuen Wohnort, wo er aus ihnen 1844 den sogenannten chinesischen Verein zur Bekehrung China's bildete.

Während Gützlaff mit unbegreiflicher Hoffnungsfreudigkeit auf diese zusammengewürfelte Schar blickte, stellten sich indessen von allen Seiten her auch andre Boten des Evangeliums ein. Wie ein Lauffeuer hatte der Ruf „China offen!" sich durch die evangelische Christenheit verbreitet, als durch den Vertrag von Nanking sich außer

Kanton noch die Häfen von Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem Verkehr mit den Fremden erschlossen. Ein brennendes Verlangen, dem fluchwürdigen Gift des Opiums, dessen Einfuhr in China sie nicht hindern konnten, in dem Wort des Lebens das Heilmittel auch gegen die tiefsten Schäden nachzusenden, hatte alle Seelen ergriffen, die noch ein Gefühl hatten für die Ehre ihres Herrn und das Wohl ihrer Mitmenschen. So kam es, daß nicht nur die meisten Missionsgesellschaften alsbald ihre Vertreter nach China sandten, sondern in England, Amerika und Deutschland sich auch noch besondere Vereine speciell für die Evangelisirung dieses Landes bildeten. Vier Jahre nach dem Vertrag von Nanking waren schon 50 evangelische Missionare in China thätig oder auf dem Wege dorthin. Unter ihnen auch einige durch Gützlaff herbeigerufene deutsche Brüder.

Während Gützlaff nämlich neben seinen weltlichen Amtsgeschäften unermüdlich predigte, taufte und seine Boten aussandte, war die Zahl der Mitglieder seines „chinesischen Vereins" allmählich auf 400, ja schließlich auf 600 angewachsen, so daß er fühlte, allein könne er diese Sache nicht mehr bewältigen. So kamen denn zu seiner Unterstützung im März 1857 die zwei rheinischen Brüder Genähr und Köster und die beiden Basler Hamberg und Lechler in Hongkong an. Natürlich konnte keiner von ihnen ein Wort Chinesisch. Gützlaff gab ihnen zwar einen Sprachlehrer, doch war es keineswegs seine Meinung, daß sie über ihren Studien zu Hause sitzen bleiben sollten, vielmehr wünschte er, daß sie sofort mit den chinesischen Predigern auszögen, um unter dem Landvolk ihre ersten Versuche im Sprechen und Verstehen der einheimischen Volksdialekte zu machen. So gieng es denn hinaus in die Straßen, in die Schulstuben, in die Kramläden, in die Dörfer, in die Steinbrüche, auf die Schiffe, in die Tempel, auf die öffentlichen Wege, auf die entfernten Inseln und gegenüberliegenden Küsten. Je weiter man dort landeinwärts kam, desto größeres Aufsehen erregte die Erscheinung eines Ausländers unter den Einwohnern, denn erst als ihr Haar lang genug zu einem Zopf geworden war, nahmen die jungen Deutschen auf Gützlaffs Rath, seinem eigenen und dem Beispiel der katholischen Missionare folgend, das chinesische Kostüm an, das sie in den ersten zehn Jahren dann nicht wieder ablegten. Die Kinder schrieen, die Weiber ergriffen die Flucht (S. 10), die Hunde bellten, ja die Kühe nahmen beim ungewohnten Anblick der Fremden

Reißaus; von Seiten der Männer aber wollte das Beschauen der europäischen Kleider kein Ende nehmen. Man erkundigte sich, wovon jedes Stück gemacht sei und wie viel Geld es gekostet habe, während der Predigt der chinesischen Evangelisten nicht immer die gleiche Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Was diese predigten, wußten die deutschen Brüder natürlich Anfangs nicht und hätten es nicht wehren noch rügen können, auch wenn es Unsinn gewesen wäre. Indeß merkten sie doch bald, daß diese Leute lange nicht das waren, was man von ihnen dachte. Sie erschracken vor den untauglichen, theilweise unsittlichen Männern, die sie als ihre Mitarbeiter betrachten sollten, beschränkten sich zunächst auf Beaufsichtigung und Förderung der bessern Gehilfen und zogen sich endlich ganz vom Verein zurück.

Flucht vor einem Europäer.

Während Gützlaff im Jahre 1849 Europa durchflog und in allen Ländern Vereine bildete, unter welche er die 18 Provinzen China's als Missionsgebiete vertheilte, entdeckte sein Stellvertreter in Hongkong, der Basler Hamberg, wie furchtbar der leichtgläubige Mann von den verschmitzten Chinesen hintergangen worden war. Es zeigte sich, daß eine große Zahl der an Gützlaff eingereichten Tagebücher von Reisen und Bekehrungen halb oder ganz erdichtet waren, daß viele der von ihm ausgesendeten Prediger an den Plätzen, über welche sie berichteten, gar nicht gewesen waren, oder daß sie diese zwar besucht, aber doch keineswegs die Arbeiten gethan hatten, von denen sie den Mund so voll genommen. Sie waren schnöde Lohndiener und Heuchler gewesen und hatten nie etwas von der Kraft des Evangeliums er-

fahren. Die Hoffnung auf eine Anstellung und ein paar Thaler Gewinn hatten sie zu Gützlaff gelockt, den sie schnell durchschauen und hinter's Licht führen lernten. Als sie merkten, daß ihm daran gelegen war, aus allen Provinzen, namentlich auch aus den entferntesten, Leute um sich zu sehen, hatten sie ihm unter Angabe falscher Namen und Umstände allerlei Subjekte zugeführt, die sich zu solchem Schwindel um geringen Lohn gern bereit finden ließen. Die dringenden Bitten um Lehrer waren alle erdichtet und hatten bloß den Zweck, Gützlaff zu um so schnellerer Wiederaussendung des Betreffenden zu veranlassen. Je weiter die Reise gehen sollte, desto mehr Geld bekam der Ausgesandte, daher der Eifer der Leute, bis an die Enden des großen Reichs vorzudringen. Hatte aber einer 200—300 M. ausbezahlt bekommen und sich dazu einen großen Büchervorrath geben lassen, so begab er sich geraden Wegs in seine oft in der nächsten Nähe von Hongkong gelegene Heimat, verzehrte dort das Geld und stellte sich dann wieder mit einem erdichteten Tagebuch bei Gützlaff ein. Als Beweis für seine erfolgreiche Wirksamkeit mußte er freilich immer wenigstens Einen Bekehrten mitbringen; da lud er denn einen seiner Freunde ein, mit nach Hongkong zu gehen, wo er einige Monate bei Hrn. Gützlaff mit dem Studium der christlichen Lehre werde zuzubringen haben, um dann auch ein Reiseprediger zu werden und 24 M. Monatslohn zu erhalten. Die Bücher, welche sie Säckevoll weise bekamen, warfen etliche, sobald sie ihr Boot bestiegen hatten, über Bord, um nicht weiter damit beläftigt zu sein; Andre benützten dieselben als Brennmaterial und kochten Thee damit. Wieder Andere brachten ihre Bücher als Makulatur dem Drucker zurück, und dieser — auch ein Mitglied des Vereins — verkaufte sie dann zum zweiten Mal als neu an Gützlaff. Letztere Betrügerei wurde dadurch entdeckt, daß Hamberg ohne Wissen der Eingebornen in jedes Buch, das er ihnen gab, ein gewisses Zeichen machte, das er dann zu seinem Entsetzen in den vom Buchdrucker neu gelieferten Büchern wieder zu finden pflegte! — Im Jahre 1851 traf Gützlaff wieder in Hongkong ein, wurde wegen seines bald zuversichtlichen, bald begütigenden Auftretens vielfach angefochten und starb bald darauf, ausdrücklich noch Allen verzeihend, von denen er sich gekränkt glaubte, im Frieden Jesu, aber doch ein warnendes Beispiel von der Gefahr der Verflachung, in welcher ein Missionar steht, sobald er sich in politische, pekuniäre und andre irdische Unternehmungen einläßt. Der an den Pranger gestellte

„chinesische Verein" wurde noch eine Zeitlang von dem Berliner Miss. Neumann fortgeführt, fristete aber nur ein kümmerliches Dasein und hörte ganz zu existiren auf, als Neumann nach Europa zurückkehren mußte.

War jedoch auch diese ganze Schöpfung Gützlaffs mit allen Hoffnungen, die sich daran knüpften, nur eine schimmernde Seifenblase gewesen, so hat er dem von ihm so heiß geliebten China doch einen bleibenden Segen hinterlassen durch die deutschen Brüder, die er dahin rief, obschon deren Wirksamkeit auf einen viel engeren Kreis beschränkt blieb als Gützlaff gedacht, und das erste Jahrzehnt derselben noch einen wehmüthigen Abschluß fand. Gützlaff selbst vertheilte die Arbeit der ihm zugesandten deutschen Gehilfen gleich in der Weise, daß die verschiedenen Stämme der Provinz Kanton zumal in Angriff genommen werden sollten. Es sind deren drei, die zwar, wie alle Chinesen, dieselbe Schrift haben, aber ziemlich verschieden klingende Mundarten sprechen. Als die ursprünglichen Besitzer des Bodens betrachten sich die Puntis, welche die westliche Hälfte der Provinz einnehmen. Sie sind gegenwärtig die hervorragendsten und gebildetsten Chinesen, die nicht nur den Europäern am feindlichsten gegenüberstehen, sondern auch unter ihren eigenen Landsleuten als sehr anmaßend bekannt sind. Mehr in der Mitte und im Norden der Provinz wohnen die roheren, aber zugänglicheren Hakkas, vermuthlich Einwanderer aus der nördlich angrenzenden Provinz Kiangsi, wo sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden. Den Osten der Provinz endlich haben die Hoklos inne, von denen sich jedoch auch in den westlicheren Distrikten Vertreter finden. Man charakterisirt sie als leicht, gewandt, listig und verschlagen. Unter den Puntis nun bekamen die zwei rheinischen Brüder Genähr und Köster ihr Arbeitsfeld angewiesen. Hamberg erhielt das seine unter den Hakkas, Lechler wurde zu den Hoklos gesandt.

Es war ein schwerer Anfang für Alle. Der übereifrige Köster erlag schon nach einem halben Jahr der fast athemlosen Thätigkeit, in welche Gützlaffs Missionspläne die Neulinge versetzte. Genähr siedelte sich gegen das Ende des Jahres 1847 in der kleinen Strandstadt Taiping an der Bocca Tigris-Bai unter den Puntis an. Sein Arzneikasten machte ihn den Leuten willkommen; die Hoffnung, von dem „fremden Teufel" Geld zu verdienen, verschaffte ihm bei Vielen eine diensteifrige Aufnahme; die allgemeine chinesische Höflichkeit veranlaßte manche anfängliche Einladungen und Komplimente, die Genähr

nicht ermangelte, nach Kräften zu erwidern. Er hoffte, wenn er die Leute nur erst gewöhnen könnte, an seinen Tisch zu kommen, würden sie auch kommen und bleiben um der Predigt des Evangeliums willen. Aber darin verrechnete er sich gänzlich. Als die Arzneikiste ziemlich geleert war und der gehoffte Gewinn sehr bescheiden ausfiel, saß Genähr bald sehr einsam in seinem Taiping. Noch war er kein Jahr dagewesen, da wurden die Kundgebungen, daß man ihn los zu sein wünschte, so grob und allgemein, daß ein etwas weichmüthiger Mann gewiß nicht länger geblieben wäre. Aber Genähr hielt aus, bis der Herr ihn mit klaren Winken abrief. Erst als ein ihm 1848 nachgesandter Mitarbeiter ihn in das etwas südöstlichere Strandstädtchen Seiheong zu Hilfe rief, verließ er sein undankbares Taiping. In Seiheong ließ sich Alles recht hoffnungsvoll an; schon 1850 wurde in dem drei Stunden entfernten Fukwing eine zweite, und 1851 in dem abermals zwei Stunden entfernten Saukiu eine dritte rheinische Station eröffnet; in der Folge aber durften auch hier die Brüder unter dem stolzen Stamm der Puntis jahrelang nur wenig Früchte ihrer sauren Arbeit sehen und Seiheong sowohl als Saukiu giengen als Missionsstationen wieder ein. — Hamberg wurde bei den Hakkas, unter denen er sich angesiedelt hatte, von Räubern, Dieben und anderem Gesindel gleich derart verfolgt, daß er 1849 entmuthigt nach Hongkong zurückkehrte, wo er dann unter der dort lebenden ziemlich zahlreichen Hakkabevölkerung ein Arbeitsfeld fand. Gerade unter diesem Stamm gieng nämlich damals und bis zur gänzlichen Niederwerfung der Taiphing-Rebellion das Räuberwesen in so großartigem Maßstab im Schwang, daß man nie sicher war vor dem nächtlichen Ueberfall bewaffneter Banden und jedes Haus, in dem etwas zu holen war, von seinen Bewohnern auf einen gewissen Grad in Vertheidigungszustand gesetzt wurde. Selbst der Missionar war mit Waffen versehen, wenn auch nur, um etwaige schüchternere Diebsgesellen durch Luftschüsse zu schrecken. Reisende aber mußten sich darauf gefaßt machen, von einer Räuberhorde überfallen, fast nackt ausgezogen und unter Stößen und Schwertstichen über das Gebirge getrieben zu werden, glücklich, wenn sie nur mit dem Leben entrannen (S. 14.). — Lechler unter seinen Hoklos im Osten hatte zwar keine Noth mit Dieben und Räubern, dagegen wurde er selbst von der Obrigkeit förmlich gehetzt. Sechsmal glaubte er im Verlauf von fünf Jahren ein Plätzlein gefunden zu haben, wo der Sperling sein Haus und die Schwalbe ihr Nest bauen könnte, und sechsmal ergiengen von den chinesischen Behörden, sobald sie

Wind davon bekamen, Erlasse, worin jedermänniglich unter Androhung der schwersten Strafen gewarnt wurde, den fremden Eindringling aufzunehmen, worauf Lechler jedesmal wieder den Wanderstab ergreifen mußte. Er klagte nicht, noch meinte er es widerfahre ihm etwas Seltsames, wenn er bald dem Kanonenfeuer der Seeräuber ins Angesicht sah, bald von den Wellen des Meeres fast begraben wurde, mit Aussätzigen in einem Hause wohnen und an einem

Unter Räubern.

Tisch essen mußte, krank und elend aus einem Dorf hinaus gestoßen wurde, sich in der Noth von seinen Begleitern verlassen sah, ohne was er unter falschen Brüdern und um der Seelen Derer willen zu leiden hatte, die seiner Pflege anbefohlen waren, aber endlich blieb auch ihm nichts anderes übrig als die Rückkehr nach Hongkong. Doch hatte er wenigstens die Genugthuung, bei der schmerzlichen Abschiedsscene von der kleinen Gemeinde, die er in Jamtschau hatte

sammeln dürfen, zu sehen, daß eine tiefer gehende Verbindung zwischen ihm und ihr bestand, als ihm im Lauf des Alltagslebens fühlbar geworden war.

Indessen öffnete sich den Basler Brüdern, zu denen im Mai 1852 noch der Badenser Winnes gestoßen war, in lieblicher Weise bald ein neuer Wirkungskreis. Unter den wenigen Mitgliedern des chinesischen Vereins, bei denen es zu aufrichtiger Buße und gründlicher Umkehr kam, ragte ein gewisser Kongjin aus dem 7 Stunden nördlich von Seiheong gelegenen Hakka-Dorf Lilong hervor. Selbst mächtig von der Gnade Christi erfaßt, brannte er nun, das Evangelium auch den Seinen zu bringen. Er ging also nach Lilong, stellte sich mitten im Dorf unter einen Schattenbaum und lud seine Landsleute ein, von ihrem Heidenthum zu lassen und den lebendigen Gott zu suchen. Von der Dorfbevölkerung im Ganzen verspottet und abgewiesen, zog er sich mit seinen Evangelisationsversuchen in seine Familie zurück. Auch hier fand er zuerst kein Gehör, doch endlich wurde sein Bruder nachdenklich, ließ sich die frohe Botschaft weiter erklären und gieng dann mit einem gleichfalls von der Wahrheit erfaßten Vetter sofort nach Hongkong, um sich von Hamberg unterrichten und taufen zu lassen. Das war nach so viel schmerzlichen Erfahrungen ein verheißungsvolles Angeld künftiger Siege des Evangeliums. Hamberg schlug diese zwei Erstlinge aus dem Innern, die für ihr Christwerden nichts anderes in der Welt zu erwarten hatten als Schmach und Spott von Seiten ihrer Landsleute, höher an, als eine zehnmal größere Zahl von Getauften in Hongkong, wo unter dem Schutz der englischen Regierung ein Jeder thun kann, was ihm beliebt, ohne viel darum angefochten zu werden. Bald mehrte sich die Zahl der Christen in Lilong, und da Kongjin schon im März 1853 starb, war es ein naheliegender Gedanke, dort nun eine Missionsstation zu eröffnen. In Lilong selbst scheiterte zwar dieser Plan vorerst an dem Widerspruch einer einzigen einflußreichen Familie, das benachbarte Pukak aber wurde noch im Frühling 1853 besetzt. Zuerst ließ sich hier Hamberg nieder, und als dieser schon nach wenigen Monaten krank nach Hongkong*) zurückkehren mußte, nahmen die beiden Brüder

*) Hamberg starb in Hongkong schon im Mai 1854, bis an sein Ende seinen zwei Missionsgrundsätzen treu: „Das Christenthum ist ein Leben, und ich gehe darauf aus, Leben zu wecken“ und: „Wer Glauben hat, der handelt, weil er glaubt, nicht weil er sieht; wer aber im Glauben beharrt, der wird gewiß auch schauen dürfen.“ Er ist damit nicht zu Schanden geworden, denn die Gründung der ganzen Basler Hakka-Mission ist sein Werk.

Lechler und Winnes seine Stelle ein. Größtentheils durch den Eifer der jungen Gemeinde selbst wuchs die Zahl der Taufbewerber, und daß die neuen Christen im Stand waren, sich um ihres Glaubens willen etwas von den Heiden gefallen zu lassen, zeigte das Beispiel einer Frau, welche fest und geduldig blieb, bis ihre Plagegeister endlich ermüdet von ihr abließen, als sie von einem wüthenden Haufen ergriffen, in eine Pfütze geworfen und mit Füßen getreten wurde, nur um ihr das Versprechen abzupressen, daß sie nicht wieder in die Versammlung gehen wolle und sie zu zwingen, den Götzen ein paar Kerzen anzuzünden. Andrerseits konnte man aber bei jeder Gelegenheit auch merken, wie sehr diese Kinder in Christo noch der ununterbrochenen Aufsicht und Pflege eines Missionars bedurften. Bald war es das mit heidnischen Gebräuchen verbundene Leichenbegängniß eines angesehenen Mitbürgers und die damit zusammenhängende Mahlzeit der Dorfgenossen, bald die Schwierigkeiten, welche bei den armen und von einem heidnischen Herren abhängigen Gemeindegliedern einer christlichen Sonntagsfeier im Wege standen, bald eine Frage des Erbrechts und der Ahnenverehrung, was zu allerlei Sündenfällen und damit zu ernstlicher Handhabung einer evangelischen Kirchenzucht Veranlassung gab. Auch bei der Feier des christlichen Gottesdienstes gieng es natürlich noch nicht in allen Stücken nach Wunsch, namentlich wollte bei dem unmusikalischen Volke der Gemeindegesang nicht gelingen. Mit den Alten war in diesem Stück gar nichts anzufangen, und die Jungen waren meist so heiser vom lauten Herleiern ihrer Lektionen, daß auch mit ihnen nicht viel anzustellen war.

Doch schien sich Alles in fröhlichem Gedeihen zu befinden, als 1856 der zweite Krieg zwischen England und China ausbrach und der ergrimmte Statthalter der Provinz Kanton einen Preis auf den Kopf jedes Fremden setzte. Kaum hatten das die Leute in Pukak erfahren, so gelüstete es sie nach dem Profit, der hier zu machen war. Sie überfielen Winnes, der eben dem schon vorher in Geschäften nach Hongkong gegangenen Lechler dorthin folgen wollte, in seinem Hause und erklärten ihn für einen Kriegsgefangenen. An ein Entkommen war nicht zu denken: er sah nichts vor sich als Spieße, Dolche und grimmige Gesichter. Reden war vergeblich; vor Toben und Schreien hörte er sein eigenes Wort nicht; er konnte nur in der Stille zu Gott schreien. Endlich aber ließ das räuberische Gesindel von seiner Person ab und machte sich ans Plündern: Kleider,

Uhr, Waffen, Bestecke, Hausgeräth, alles nahmen sie mit fort; nur die Bücher blieben unberührt. Nun nahm einer der Dorfältesten Winnes das Versprechen ab, nicht fliehen zu wollen, wogegen er sich verpflichtete, das Gesindel aus dem Hause zu schaffen. Tags darauf kamen dann die Aeltesten mit Winnes einerseits und mit den losen Leuten andrerseits dahin überein, daß er 1000 M. Lösegeld zahlen, dafür aber frei sein und sicher halbwegs nach Hongkong geleitet werden solle. Damit hörte Pukak auf eine Missionsstation zu sein, nachdem vierthalb Jahre Basler Brüder dort gewohnt und gearbeitet hatten.

Sämmtliche Missionare mußten sich jetzt überhaupt nach Hongkong oder in weitere Ferne flüchten. Es war ein schwerer Schlag für das kaum recht begonnene Werk, aber diese augenblickliche Niederlage bahnte den Weg zu neuen herrlicheren Siegen. Bisher hatten außerhalb der vertragsmäßig dem Fremdenverkehr geöffneten 5 Hafenstädte und ihrem nächsten Umkreis die evangelischen Missionare noch keinen rechtlichen Stand in China gehabt, sondern sich nur wie in Feindesland einschmuggeln müssen; durch den 1860 in Tientsin abgeschlossenen Frieden aber wurden nicht nur 5 weitere Hafenstädte dem Handel geöffnet, sondern er erschloß dem Evangelium auch das ganze große Land mit seinen 18 Provinzen, indem jeder Missionar, der mit einem Paß seines Konsuls versehen ist, das Reich nun beliebig in die Kreuz und Quer mit der Botschaft des Heils durchziehen darf und die chinesische Obrigkeit verpflichtet ist, ihm allenthalben Schutz und Beistand angedeihen zu lassen. Was also 1842 nach dem Frieden von Nanking noch nicht wahr war, das ist durch Gottes Gnade 1860 wahr geworden: China ist offen. Eine kurze Rundschau in seinen bedeutendsten Städten mag uns zeigen, wie weit und mit welchem Erfolg die offenen Thüren seither von der evangelischen Christenheit benützt worden sind.

2. Hongkong und Kanton.

Es ist ein wonniger Anblick, nach langer, ermüdender Seefahrt die malerischen Umrisse der Insel Hongkong vor sich auftauchen zu sehen (S. 18). Fast heimatlich muthet dich die terrassenförmig aufgebaute Stadt Viktoria an, die sich auf der Südseite des Hafens erhebt; ein um so fremdartigeres Leben und Treiben aber entfaltet

sich auf der Meeresflut rings um dich her. Eine Menge kleiner Boote umringt den Dampfer und wetteifert, die Passagiere ans Land

Die Insel Hongkong.

zu bringen. Du besteigst eines derselben und bist erstaunt, statt des Theergeruchs, den du seit Wochen gewohnt warst, auf einmal Weihrauchduft zu athmen. Siehst du nach, von wannen er kommt, so

überrascht dich der Anblick eines Lichts, das am hellen Tage aus den Ritzen eines verborgenen Gehäuses hervorschimmert. Neugierig verfolgst du die Spur und versuchst es, ein Thürchen auf die Seite zu schieben, welches das Geheimniß verhüllt. Indem du es öffnest, gewahrst du den Götterschrein, der sich in jedem chinesischen Fahrzeug findet, und du merkst, daß du in einem Heidenlande weilst. — Die Gottheit, welcher dieser Schrein geweiht ist, ist die berühmte Himmelskönigin, die Schutzpatronin aller chinesischen Seefahrer. Ihre Geschichte erinnert unwillkürlich an die vielen Heiligenlegenden der römischen Kirche, namentlich an die Wunder der Jungfrau Maria, die ja gleichfalls den Ehrentitel der „Himmelskönigin" führt. Häufig befinden sich aber auch noch andere Götzen auf den Booten, und wunderliche Schriftzeichen zeigen entweder ihre Namen an oder sprechen die Bitten aus, welche die Bootsleute ihren Göttern vorzubringen haben. Jeden Morgen und Jeden Abend werden vor dem Götterbild Rauchkerzen angezündet und Goldpapier verbrannt; bei der Abfahrt vom Land aber wird das gewöhnliche Opfer mit einer lärmenden Musik von Trommeln und Gongs begleitet, und wenn im Hafen von Viktoria mehrere Boote zugleich die Anker lichten, ertönt von allen Seiten ein solches Getöse, daß man eher denken sollte, es würden dadurch die Götter verscheucht als zu gnädigem Wohlgefallen bewogen. Malerisch nehmen sich im Abenddunkel die brennenden Papierstreifen aus, welche in unzähliger Menge von den Schiffen herab ins Meer fliegen; aber um so schmerzlicher ist es zu wissen, daß dieß die Gebetsfeuer der Chinesen sind.

Die Lage Hongkong's, besonders die köstliche Straße auf den 800′ hohen Pik mit ihren schattigen Pfaden und ihrem auch im Dezember strahlenden Blütenschmuck, ihren Palmengebüschen und ihrer Plantage von Farrenkräutern, dann weiterhin dem bequemen Fahrweg, den kühlen, im Berggrunde hingelagerten Landhäusern, reißt jeden Besucher zum Entzücken hin. Selbst wer Italien gesehen hat, findet in seiner Erinnerung kaum etwas mit der herrlichen Weite und Klarheit des blauen Meeresarmes Vergleichbares, den man nach dem Festlande hin überschaut, so wie mit dem Schmelz, der Weichheit der mächtigen Hügelumrisse und der zierlichen Anordnung der zu seinen Füßen liegenden Stadt. Die Kolonie Viktoria und die ganze Insel Hongkong mit ihren 150,000 Einwohnern ist jetzt ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Mit ihren glatten, vollkommen sauber gehaltenen Straßen, ausgesuchten Entwässerungsvorrichtungen und

den auf dem Meeresarm schwimmenden oder außerhalb der bewohnten Stadt in Hainen und Blumengärten gelegenen Lazarethen triumphirt sie über die von außen kommenden Einflüsse, die vor 2—3 Jahrzehnten noch ihre Krankenberichte füllten. Und dieses Hongkong, das heute zu den gesündesten Kolonien innerhalb der Wendekreise zählt, war vor weniger als 40 Jahren ein ungesundes, 5000 arme Fischer und Seeräuber beherbergendes Felsenneſt!

Im Jahr 1841 war's, daß die Engländer die etwas über 3 Stunden lange und ungefähr halb so breite Insel an sich brachten, um einen festen Stützpunkt ihres Handels an der chinesischen Küste zu haben. Vom Festland ist Hongkong nur durch eine schmale Wasserstraße getrennt. Diese führt in einen der schönsten Häfen der Welt, der durch die Insel selbst und das gegenüberliegende Festland gebildet wird und den seltenen Vorzug besitzt, daß man von zwei Seiten her — von Osten sowohl als von Westen — in ihn ein- und auslaufen kann. Zudem ist das Wasser tief genug, um die größten Schiffe zu tragen, und hohe Berge gewähren Schutz gegen die Stürme, welche draußen im chinesischen Meer und sogar im Hafen von Makao oft so große Zerstörungen unter den Fahrzeugen anrichten. Doch kennt man auch hier die Schreckniſſe, die der wilde Anprall eines Sturmes herbeiführt. Schauerlich ist namentlich der Taifun, der die Schiffe im Hafen wie Nußschalen hin- und herschleudert, sie von ihrem Ankergrund losreißt und gegen das Ufer treibt, wo sie an den Felsen zerschellen. Er bewegt in seiner Wuth die Häuser in ihren Grundfesten, deckt die Dächer ab und begräbt nicht selten ganze Familien unter den Trümmern ihrer Wohnungen. Doch sind die Verheerungen, welche er hier anrichtet, bei Weitem nicht so groß als in Makao und Kanton, wo die Häfen offener und wenig geschützt sind.

Einst, da dieser schöne Hafen nur Seeräubern zur Zufluchtsstätte diente, war Hongkong ein Schreckensort für manchen friedlichen Küstenfahrer; jetzt ist es ein Sammelpunkt für Leute aus allen Gegenden der Erde, die hier unter dem Schutz der britischen Flagge Handel und Gewerbe treiben. Rasch und wie durch einen Zauber ist am nördlichen Ufer der Insel die Stadt Viktoria erstanden; Felsen sind gesprengt, Hügel abgetragen und die Schuttmassen ins Meer geworfen worden, um neues Land und neue Bauplätze zu gewinnen. Durch die strengen Maßregeln, welche die Regierung zur Handhabung der Reinlichkeit ergriff, hat sie es dahin gebracht, daß auch das chinesische Quartier geordnet und anständig aussieht. Man zeigt mit Stolz dem Fremden

die geradlinigen Straßen, die Entwässerungen des abschüssigen Chinesenviertels, seine mehr europäisch gebauten, mit reichlichen Fenstern, Balkonen, gelüfteten Höfen versehenen Häuser, die allerdings in keiner Chinesenniederlassung ihres Gleichen haben. Auch müssen sich die Diener, Sänftenträger und andre in europäischen Häusern verkehrende Eingeborne reinlicher halten, als sie es sonst wohl zu thun gewohnt sind. Wie aber Keiner von Allen seinen Zopf, den Schnitt seiner Kleider geopfert, sein Essen und seine Lebensweise den Europäern angepaßt hat, so ist's auch nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl, die ihr Herz dem Evangelium geöffnet, ihr Denken und Wollen ihm untergeordnet hat. Gleich am Anfang des Chinesenviertels bemerkst du ein auffallendes Gebäude, dessen geschweiftes Dach sammt den baroken Verzierungen von Drachen und andern Ungethümen dich errathen läßt, daß es ein Tempel ist. Du trittst ein und gelangst durch eine Reihe von Vorhallen, Hallen und Höfen (S. 22) in das dem Gott der Wissenschaft und dem Gott des Kriegs geweihte Heiligthum. Trifft sichs, daß du gerade am Geburtstag eines dieser Götter, die beide menschlichen Ursprungs sind, des Weges kommst, so erstaunst du über den Aufwand, den du da machen siehst. Ganze Lasten von Opferkuchen werden herbeigetragen, und nicht nur große Schüsseln voll Fleisch, Geflügel, Schinken u. s. w., sondern auch ganze gebratene Schweine schleppt man herbei. Dein Erstaunen macht aber ganz andern Gefühlen Platz, wenn du hörst, daß nicht nur alle diese Opfergaben wieder weggetragen und theilweise von den Opfernden selbst verzehrt werden, sondern daß namentlich die gebratenen Schweine von den Schlächtern um ein kleines Trinkgeld für diesen Zweck nur ausgeliehen, dann aber wenn sie ihren Dienst gethan haben, wieder zurückgenommen und auf dem Markt verkauft werden.

Was den sittlichen Zustand der chinesischen Bevölkerung von Hongkong betrifft, so ist darin natürlich vieles besser geworden durch die äußere Ordnung, welche die englische Polizei nun aufrecht erhält, obschon alle Schäden großer Seestädte hier vielleicht offener zu Tage treten als an irgend einem andern chinesischen Hafenort. Leider findet vielfach zwischen Chinesen und Europäern der niedern Klassen ein gegenseitig entsittlichender Verkehr statt, indem diese nur zu oft von Chinesen unterhaltene schlechte Häuser besuchen, während jene von den Europäern nicht nur Opium, sondern auch Branntwein erhalten. Andrerseits aber geht von der anständigen europäischen Gesellschaft gewiß auch manche wohlthätige Einwirkung auf die ein-

geborne Bevölkerung aus. Als englisches Besitzthum wurde Hongkong nach dem Frieden von Nanking das vorläufige Hauptquartier aller nach China eilenden Missionare. Noch im J. 1842 stellten sich englische Baptisten hier ein; hieher siedelte dann auch mit einigen einer in Malaka gesammelten Schüler und Gemeindeglieder der im

Göhzentempel in Hongkong.

Dienst der Londoner Gesellschaft stehende Dr. Legge über, ebenso wurde das von Morrison in Makao gegründete Spital hieher verlegt. Dann folgten englisch-kirchliche und Bostoner Missionare, amerikanische Baptisten, Methodisten und die von Gützlaff erbetenen Sendboten der Basler und rheinischen Missionsgesell-

schaft, sowie des in Berlin gestifteten Hilfsvereins für China, — die meisten freilich nicht um zu bleiben, sondern nur um von hier aus weiter zu ziehen. Als ein wahres Nest für Seeräuber, Diebe, Opiumraucher und Wüstlinge aller Art war Hongkong Anfangs ein besonders schwieriger Missionsboden, wozu noch kam, daß die Vorstellung der Chinesen, es lasse sich durch Anschluß an die Ausländer ein gutes Geschäft machen, außerordentlich begünstigt wurde durch Gützlaffs leichtsinnige Art, seine Getauften noch ehe sie selbst recht unterrichtet, geschweige denn bekehrt waren, als Prediger auszusenden. Bei jedem neuen Taufbewerber mußte man darum fürchten, er komme vielleicht nur in der Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, oder von den Missionaren geschützt und an die Engländer empfohlen zu werden. Dennoch hat auch hier das Wort Gottes seine Herzen erneuernde Kraft bewährt, und alle die vier Gesellschaften, die ihre Boten noch hier haben (Londoner, englisch-kirchliche, amerikanisch-baptistische und Basler) haben ihre Früchte sammeln und Gemeinden gründen dürfen, die einander gegenseitig zum Sporn und zur Ermunterung dienen. Ein Hauptmittel, den Herzen nahe zu kommen, sind die ärztlichen Dienstleistungen, mit denen schon 1826 Morrison in Makao den ersten Versuch machte, und die dann bald in allen dem Verkehr geöffneten Städten China's von Engländern und Amerikanern mit der direkten Missionsarbeit verbunden wurden. Wie leicht wirds doch dem Missionar, während er die Beschwerden der Kranken zu lindern sucht, seinen Pfleglingen von dem einen großen Arzt Leibes und der Seele zu erzählen, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft! Auch werden in den Betsälen der Spitäler regelmäßige Gottesdienste gehalten, und schon Mancher hat dort zum erstenmal von einem Leben jenseits des Grabes gehört, wohin Krankheit und Tod nicht dringt. Segensreich wirkt auch das von dem Berliner Frauen-Verein gestiftete Findelhaus nicht nur für die Erhaltung des leiblichen Lebens vieler der Kleinen, die von unnatürlichen Hakka-Müttern noch immer verstoßen werden, sondern ebensowohl durch die Pflege der jungen Seelen, die es dem himmlischen Kinderfreunde zuzuführen sucht. Die zahlreichste Missionsgemeinde mit 187 Kommunikanten war im J. 1878 die der Londoner, dann folgte die der amerikanischen Baptisten mit 159, die der Basler mit 133 und die englisch-kirchliche mit 40 Kommunikanten, letztere bedient von dem tüchtigen eingebornen Prediger Lo-Samthuen (S. 24), der 1856 mit einem Jahresgehalt von 4000 M.

nach Australien geschickt worden war, um den chinesischen Goldgräbern nachzugehen, und sich jetzt in seiner Heimat gern mit 700 begnügt. Zu einem größeren numerischen Wachsthum kommen sämmtliche Missionsgemeinden Hongkongs nicht hauptsächlich der ab- und zuwogenden Bevölkerung wegen, denn wieder und wieder ziehen viele ihrer Glieder fort nach Australien und Hawaii, San Francisko und Demerara. Allein es ist ja auch nicht nöthig, daß der Missionar

Der chinesische Prediger Lo Sam thuen.

seine Herde immer um sich geschaart hat, wenn seine Getauften nur, wohin sie auch immer dem Raume nach zerstreut sind, ein Eigenthum ihres Herrn bleiben. Mehr oder weniger bleiben die Auswanderer doch auch in brieflichem Verkehr mit ihrem geistlichen Vater, und ein recht schönes, frohes Wiedersehen ist's zuweilen, wenn manche von ihnen wieder heimkehren, gewachsen in der Gnade und bereichert durch allerlei Erfahrungen und neue Lebensanschauungen. Recht liebliche Früchte hat in der Basler Mission auch schon die 1862

von Frau Lechler gegründete Mädchenanstalt getragen, in deren neuem, stattlichem Haus das Auge weit in die Ferne hinausschweift, das Sausen des Windes aber auch tönt wie Sturmesbrausen, und die Stürme an Fenster und Ohren schlagen wie wüthende Orkane.

Doch es ist Zeit, daß wir uns vom kleinen Hongkong zum gegenüberliegenden Festland wenden, wo die Provinz Kuangtung oder Kanton, die südöstlichste des chinesischen Reichs, mit ihrer 240 Stunden langen Küstenstrecke und ihren 19 Millionen Einwohnern von der Grenze Kotschinchinas bis zu der Insel Namo reicht. Ihr Boden ist reich an den verschiedensten Erzeugnissen, ihre gleichnamige Hauptstadt mit den weitläufigen Vorstädten von anderthalb Millionen Menschen bevölkert. Ein etwa 40stündiger Seeweg führt uns durch die Bocca-Tigris-Bai zu dieser gewaltigen Metropole des Südens. Kanton ist eine der ältesten Städte des chinesischen Reichs, zeichnet sich aber in Betreff der Reinlichkeit seiner Straßen vor manchen andern vortheilhaft aus. Obgleich unter derselben Breite wie Kalkutta gelegen, hat es doch ein viel gemäßigteres Klima, das sich auch Europäern zuträglich erweist. Fremdartig genug muthen dich jedoch die engen, dumpfen Gassen an, die zum Ueberfluß bei Sonnenschein oben noch mit Matten zugedeckt werden. (S. 26.) Die Straßen Londons sind trotz der geschäftigen Menge, die darin hin- und herrennt, nicht dicht bevölkert, verglichen mit der Masse von Menschen, die sich in Kantons Gassen zusammendrängen. Und dazu noch die schwimmende Schiffer-stadt der 300,000 Bootbewohner auf 80,000 dicht aneinandergedrängten, an Pfählen befestigten Fahrzeugen! Unangenehm fällt dir an den Kantonesen sofort das ausgesprochene Gelb der Haut auf, worauf der sprichwörtliche chinesische Schmutz ganz besonders sichtbar ist. Fast will dirs auch scheinen, als seheſt du hier noch schiefere Augen und mehr widerwärtig fette Gestalten als auf Hongkong. Die Altstadt, der Sitz des Oberbefehlshabers der Truppen, ist schlecht gebaut und im nördlichen Theil weniger von Gebäuden als von Gärten und Teichen erfüllt. Die besser gebaute Neustadt, in welcher der Statthalter und der Zollkommissär des auswärtigen Handels ihren Sitz haben, enthält viele Unterrichtsanstalten, glänzende Kaufläden, Paläste, Tempel und Spaziergänge. Längs der Hauptstraßen reiht sich Laden an Laden, angefüllt mit den Produkten des chinesischen Gewerbsfleißes. Mehrere Gassen sind nur von derselben Art Handwerker oder Kaufleute bewohnt. Es gibt hier 50,000 Tuchweber, 17,000 Seidenwirker, 4000 Schuhmacher u. s. f., und jedes Gewerk bildet

eine eigene, durch Gesetze regulirte Zunft. Leute der niedrigen Klasse treten bereitwillig in die Dienste der Europäer und verständigen sich mit diesen mittelst eines eigenthümlichen, durch die Vermengung

Straße in Kanton.

chinesischer und englischer Laute gebildeten Kauderwelschs (der Pidschin oder business, d. h. Geschäftssprache).

Es ist, Gott sei Dank, doch Vieles anders geworden in Kanton, seit 1807 Morrison verstohlen hier landete und das Tageslicht meidend seine sprachlichen Vorarbeiten für die Aussaat des Evangeliums begann! Heute hat die Londoner Gesellschaft, die ihn gesandt, hier zwei Wohnhäuser, eine Apotheke, eine Kapelle und ein Depot der britischen Bibelgesellschaft. Ausgedehnter noch als ihre Thätigkeit ist namentlich durch Schulen die der englischen Wesleyaner, sowie amerikanischer Congregationalisten, Presbyterianer und Baptisten. Endlich hat auch die rheinische Mission, mit welcher nun der Berliner Verein für China vereinigt ist, seit 1878 hier ihr Hauptquartier. Ungleich großartigere Anstrengungen aber als alle evangelischen Missionsgesellschaften zusammengenommen, macht hier, wie in ganz China, die katholische Kirche zur Bekehrung des Volks, dessen materieller Sinn übrigens in Kanton ganz besonders stark hervortritt. Ist diese Stadt doch, obgleich von Schanghai jetzt weit überflügelt, noch immer einer der ersten Handelsplätze des Reichs! Da verhallt leider meistens die Stimme der Evangelisten, ohne daß die Hörer die Wahrheit erfassen oder sich von ihr erfassen lassen, und irdische Güter für ewige Werthe umzutauschen hat sich noch selten einer der kantonesischen Geschäftsmänner entschlossen.

In mehrfacher Hinsicht hat der Missionar in China einen leichtern Stand als in Indien; denn einmal sind die Chinesen nicht unter sich durch das unselige Kastenwesen zerrissen, dann ist hier kein beständiger Kampf mit der Priesterschaft zu bestehen, noch sind Aufwiegelungen des Volkes durch die Priester zu befürchten, da die Chinesen ursprünglich gar keine Priester hatten und die sogenannten Bonzen oder Buddhistenmönche keine Macht besitzen, vielmehr als Vertreter einer von Hause aus nicht chinesischen Religion vielfältig verachtet werden, wenn man sie auch zu gewissen Verrichtungen bei Leichenfeierlichkeiten und Todtenopfern benützt; ferner erspart der chinesische Sinn für Anstand und Schicklichkeit dem Missionar Auftritte der öffentlichen Verhöhnung oder Störung bei der Predigt, wie er sie sich in Indien so oft gefallen lassen muß, und endlich befinden sich auch in den sittlichen und religiösen Vorstellungen der Chinesen ungleich mehr Wahrheitsfunken, an die er anknüpfen kann als bei den Hindus. Der Chinese hält daran fest, daß der Himmel den Menschen gut erschaffen habe und von ihm fordre, auf dem Pfade

der Tugend zu wandeln, daß aber das Böse eine Befleckung des ursprünglich reinen Herzens sei, wofür der Mensch verantwortlich sei, weßhalb er sich auch der Reinigung und Erneuerung seines Herzens befleißen müsse. Wie Paulus in Athen die Worte eines griechischen Dichters citirte, so kann deßhalb der Missionar bei den Chinesen sich vielfach auf deren eigene Klassiker beziehen; eben jetzt ist sogar der sprachkundige rheinische Missionar Faber damit beschäftigt, von christlichem Standpunkt aus einen Kommentar zu denselben zu schreiben. Ein weiterer Vortheil für den Missionar ist die durchschnittlich gute Schulbildung des Volkes und dessen außerordentliche Leselust, so daß man sich oft förmlich reißt um die von ihm angebotenen Schriften.

Chinesischer Bücherhunger.

Andrerseits aber stehen der Missionsarbeit in China auch ganz besonders schwere Hindernisse entgegen. Ist es verhältnißmäßig leicht, die Chinesen von der Nichtigkeit der Götzen zu überzeugen, so halten sie mit um so größerer Zähigkeit an dem von Konfuzius als eine unerläßliche Pflicht kindlicher Dankbarkeit befohlenen Ahnendienst fest, mit dem sich zugleich eine abergläubische Scheu vor dem Segen oder Fluch bringenden Hereinragen der Geisterwelt ins Diesseits verknüpft. Sich vom Ahnendienst loszusagen ist in China so viel als in Indien die Kaste brechen und hat oft Ausschließung von der Familie und Verlust der zeitlichen Güter zur Folge. Denn durch Erbschaft wird der Ahnendienst die Pflicht und das Vorrecht des ältesten Sohnes, von dessen Leben und Pflichttreue das künftige Glück aller früheren

Geschlechter desselben Namens abhängt. Stirbt ein einziger Sohn, ehe er einen männlichen Sprößling hat, oder wird er ein Christ und verwirft den Ahnendienst, so werden nach chinesischer Meinung dadurch alle seine Vorfahren einem immerwährenden Bettelstand überliefert. Nun denke sich, wer es vermag, den moralischen Muth, dessen ein einziger Sohn bedarf, um ein Christ zu werden und dadurch nicht nur die Bannflüche seiner Familie und seiner Nachbarn, sondern auch die seiner sämmtlichen Ahnen auf sich zu laden! Die Jesuitenmissionare haben darum ihren Bekehrten diesen Kampf erspart, indem sie den Ahnendienst als eine bloß bürgerliche Einrichtung deuteten und duldeten. Eine andere Schwierigkeit liegt für den Missionar neben der überaus schwer zu erlernenden Sprache in deren gänzlichem Mangel an den rechten Ausdrücken für göttliche Dinge, da sich sämmtliche dem Volke geläufigen Wörter und Redensarten auf die sichtbare Welt beziehen. Dazu kommt der namentlich bei den Gebildeten mit den tiefsten sittlichen Schäden Hand in Hand gehende pharisäische Dünkel, die Eifersucht der Regierung auf ausländische Einflüsse und der leider! nur zu erklärliche Fremdenhaß auch der besser denkenden Chinesen. Ach, wie bitter demüthigende Wahrheiten bekommt der Missionar nicht vielfach zu hören! Wie oft wird ihm der Vorwurf gemacht: „Warum bringt ihr Christen denn unsern Gesetzen zum Trotz uns Opium? Es hat meinen Sohn vergiftet, meinen Bruder zu Grunde gerichtet und hätte um ein Kleines mein Weib und meine Kinder zu Bettlern gemacht!“ Natürlich antwortet er dann: „Wir Missionare bringen es nicht.“ Aber darauf folgt der ebenso natürliche Rath: „Dann predigt doch erst denen, die es bringen.“ Gerade in Kanton machten sich die Engländer früher durch ihr anmaßendes Wesen besonders verhaßt, so daß 1843 selbst der fromme Lyang-Afa schmerzlich klagte, wie oft er die Chinesen sagen höre, sie würden die neue Lehre schon annehmen, wenn dieselbe nur vorher die Engländer besser machte.

Großen Anklang fand indeß alsbald ein 1835 von dem amerikanischen Dr. Parker eröffnetes Spital für die in Kanton besonders zahlreichen Augenkranken. Schon nach einem Jahr hatten mehr als 2000 Patienten darin Hilfe gefunden, und als die Anstalt im Juni 1840 für einige Zeit geschlossen werden mußte, fanden sich noch gegen 200 Patienten mit ihren Freunden ein und flehten zum Theil fußfällig unter Thränen, man möchte ihnen doch helfen (S. 30). Diese Mission der amerikanischen Presbyterianer zählt jetzt 150 Kommunikanten; in ihr hat sich das Spital fortwährend als eine

gesegnete Anstalt erwiesen, namentlich auch durch die ärztliche Behandlung von Opiumknechten, die von ihrem Laster los zu werden wünschten. Auf letzterem Gebiet ist überhaupt schon Erfreuliches zur Ehrenrettung des Christennamens geleistet worden. Unter den Christen Kantons besteht auch ein Verein zur Bekämpfung des Opiums, welcher durch Vertheilung von Traktaten seinen Zweck verfolgt. Nun bildete sich unter den Heiden ein ähnlicher Verein, dem auch verschiedene Beamte und andre einflußreiche Männer sich anschlossen, und der allerhand Preise für Abfassung von passenden Traktaten aussetzte. Nach einiger Zeit machte dieser heidnische Verein dem christlichen Vorschläge zu einer gemeinsamen Thätigkeit, wobei er dem letzteren das Recht ein-

Augenkranke in Kanton.

räumte, diejenigen seiner Schriften auszuscheiden, die von christlichem Standpunkt aus zu beanstanden wären. Ja, er hat selbst den Missionaren Vorschläge gemacht, sich mit ihm zu verbünden zur Eröffnung eines Ladens (S. 31) für den Verkauf von Anti-Opium-Schriften, worin sie auch andre christliche Schriften zum Verkauf ausbieten dürften, während er die Kosten des Unternehmens allein tragen wollte. Dieser heidnische Verein wenigstens sieht das Christenthum als eine Macht an, die ein geborner Feind wie jedes Lasters, so auch des Opiumrauchens ist. Sonst aber lodert in der Provinz Kanton noch immer bald da bald dort etwas vom alten Fremden- und Christenhaß wieder auf, wie denn erst 1878 Basler, rheinische und katholische Christen abermals schwer verfolgt, von den letzteren sogar 5 lebendig verbrannt

wurden und in dem östlich von Kanton gelegenen Kweischin-Kreise auf den 24. Dez. eine allgemeine Niedermetzelung der Christen gedroht war. Als eine Erhörung der vereinigten Gebete aller evangelischen Missionare in Kanton darf es wohl betrachtet werden, daß jener Tag ruhig vorübergieng und die Wuth der durch Lügen und Verleumdungen aufgereizten Menge sich wieder gelegt hat.

Manchmal suchen in solchen Fällen die Bedrängten Schutz bei dem Missionar, der sich den Behörden gegenüber auf den englisch-chinesischen Vertrag von Tientsin berufen kann, dessen achter Artikel lautet: „Die christliche Religion, so wie sie von Protestanten und Römisch-Katholischen bekannt wird, prägt die Ausübung der Tugend ein und lehrt den Menschen so zu thun, wie er will, daß Andre

Chinesischer Bücherladen.

ihm thun sollen. Wer dieselbe nun lehrt oder bekennt, soll gleicher Weise auf den Schutz der Obrigkeit Anspruch haben; auch soll Niemand, der seinem Beruf friedlich nachgeht und die Gesetze nicht übertritt, verfolgt oder beeinträchtigt werden." Demgemäß macht der Missionar zunächst Schritte bei der Distriktsobrigkeit (S. 32), und erlangt er dort den nachgesuchten Schutz oder unter Umständen die nöthige Genugthuung, so ist die Sache abgemacht; findet er aber kein Gehör, so bleibt ihm nur der Rekurs an den Konsul übrig. Dieses Verfahren ist nun von verschiedenen Seiten schon angefochten worden. Man wirft dem Missionar, der es befolgt, vor, daß er sich auf den Arm der weltlichen Obrigkeit stütze in einem Kampf, der einzig mit geistigen Waffen ausgekämpft werden soll; man sagt, es

stehe einem Diener des Evangeliums viel besser an, Unrecht und Verfolgung zu leiden, als an die Obrigkeit zu appelliren. Besonders drei Punkte wirft man dem Missionar vor, der jenen Weg verfolgt:

Fürsprache von Missionaren für bedrängte Christen.

erstens bekomme er dadurch den Anschein, als ob er unter dem Deckmantel der Mission nur politische Zwecke verfolge; zweitens gerathe er dadurch in Versuchung, sich eine Macht anzumaßen, die ihm nicht zustehe (was bei den katholischen Priestern allerdings oft der Fall

ist), und drittens sei es schon vorgekommen, daß Leute, die sich etwas zu Schulden kommen ließen, schnell Christen zu werden vorgegeben haben, um den Schutz des Missionars zu erlangen. Gewiß sind dieß aber auf bloßen Mißverständnissen und Mißbräuchen beruhende Schwierigkeiten, die der Missionar leicht verhüten kann, wenn er will, während die wohlthätigen Folgen jener Toleranzklausel so groß sind, daß sie als aus Gottes gnädiger Hand kommend wohl mit Dank angenommen und gebraucht werden dürfen.

Uebrigens gibt es unter den jungen chinesischen Christengemeinden auch Leute genug, die den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet und es als eitel Gnade geachtet haben, um des Namens Jesu willen verfolgt und mißhandelt zu werden. Ein leuchtendes Beispiel von Treue bis in den Tod gab im J. 1861 der wackre alte Tsche. Im J. 1856 von Dr. Legge getauft, begann derselbe seinen uneigennützigen Evangelistendienst im Pokło-Kreis östlich von der Hauptstadt. Seine Aussaat trug bald reiche Früchte: über hundert Personen warfen ihre Götzen weg und erhielten nach strenger Prüfung die Taufe. Da erhob sich, durch einen bittern Feind aufgewiegelt, der Pöbel gegen die Christen. Die Obrigkeit wurde gestürzt, die Kapelle zerstört, Tsche aber, weil er seinen Herrn nicht verleugnen wollte, zwei Tage lang an Händen und Füßen aufgehängt (S. 34), verspottet, gemartert und endlich geköpft und in den Fluß geworfen. Unter all diesen Stürmen blieben die Bekehrten treu und retteten sich, Häuser und Felder im Stich lassend, nach Kanton.

Wie schon aus dem eben angeführten Beispiel hervorgeht, ist die Mission nicht auf die Hauptstadt beschränkt geblieben und hat anderswo meist reichere Erfolge gefunden als in ihr. Die Londoner haben vorzüglich im Pokło-Kreis ihre Gemeinden (zus. 493 Kommunikanten) unter den Hakkas; mit ihnen arbeiten auch die Wesleyaner (zus 163 Kommunikanten) in der großen Fabrikstadt Fat-schan, der zweiten Hauptstadt der Provinz. Die amerikanischen Baptisten (170 Kommunikanten) dagegen sind dem Westfluß gefolgt und haben ihren äußersten Punkt unter den Puntis bis Wutschau vorgeschoben, das schon zur Provinz Kuang-si gehört. Die rheinischen Brüder fanden unter den Puntis einen so harten Boden, daß sie sich mehr und mehr auch den Hakkas zuwandten, unter welchen den Baslern eine schöne Ernte reifte. Fast allzu nahe bei der Basler Station Lilong, so daß die beiderseitigen Außenstationen in einander greifen, gründeten sie die Station Longheu, von der aus wohl 40 Dörfer besucht

werden, in denen Christen und Taufbewerber zerstreut wohnen. Aber auch an die Nordgrenze der Provinz hat die rheinische Mission einen hoffnungsvollen Sproß getrieben in der von einem in Deutschland ausgebildeten eingebornen Missionar, Asi, besetzten Station Namhung. Im Ganzen zählten die rheinischen Brüder im J. 1878 auf den 3 Stationen: Kanton, Longheu und Namhung gegen 400 Kommunikanten; die Zahl der im letzten Jahr Getauften betrug 150.

Die Basler Mission besitzt jetzt im Hakka-Lande in einem Umkreis von 60 Stunden in der Länge und Breite fünf Hauptstationen

Der Märtyrer Tiche.

mit vielen Nebenstationen, welche alle gegründet wurden, nachdem in Folge der Predigt des Evangeliums zuerst eine Anzahl Heiden an den betreffenden Orten sich zum Christenthum bekehrt hatten. Der ältesten Station Lilong, die jetzt 8 Außenstationen hat, folgten 1864 das etwa sechzig Stunden nordöstlichere Tschongtschun und das vier Stunden von da entfernte Njenhangli, deren Zuwachs im Jahr 1878 den von Lilong weit übertraf, indem letzteres 50, Tschongtschun über 61 und Njenhangli 93 Heidentaufen zählte. Schon

finden sich hie und da an Orten, in welche noch nie ein europäischer Missionar gekommen war, heilsverlangende, suchende Seelen, wie denn überhaupt die Ausbreitung des Evangeliums in China durch vom Wind verwehte Feuerfunken von irgend einem Herd aus vor sich zu gehen pflegt. Zur Abrundung ihres Arbeitsfeldes haben die Basler darum jetzt zwei neue Stationen zwischen Lilong und Njenhangli eröffnet. Im Ganzen zählten sie im Jahre 1878 auf dem Festland 1000 Kommunikanten.

Fragst du nach dem Gehalt dieser chinesischen Christen, so gibt es unter ihnen natürlich echte und unechte; wie allenthalben befindet sich auch hier Spreu unter dem Waizen. Im Allgemeinen aber zeigt sich unter ihnen viel Opferwilligkeit, und aus jeder Mission und jeder Station lassen sich herzerhebende Beispiele genug anführen von der Wirkung des seligmachenden Evangeliums, auch die Verfolgungen haben, statt die Heiden vom Uebertritt abzuhalten, sie im Gegentheil oft schon vorwärts getrieben, daß sie, um in der h. Taufe der Vergebung ihrer Sünden versichert zu werden, durch keine Menschen- und Todesfurcht sich abhalten ließen von dem Eintritt in die Gemeinschaft des Versöhnungstodes Christi. —

Ein von dem bisher durchwanderten Missionsgebiet ganz getrenntes Arbeitsfeld erschließt sich uns, wenn wir an der Küste hinsteuernd, unweit des nordöstlichen Endes der Kantonprovinz in der Hafenstadt Swatau anlangen. In ihr befinden wir uns unter dem Stamm der Hoklos, dem unser Landsmann Lechler seine fünf ersten Arbeitsjahre widmete. Obgleich auch in dieser Gegend die Bevölkerung sich in den gewöhnlichen Formen chinesischer Höflichkeit bewegt, läuft daneben doch in gewissen Beziehungen eine Barbarei her, von der man anderswo in China kaum etwas sieht und hört. Die Fischer, Bootsleute und Feldarbeiter verrichten Sommers ihre Geschäfte gleich nackten Wilden, und von glaubwürdigen Personen wird versichert, daß innerhalb der letzten vier Jahrzehnte noch Personen, die in Stammfehden zu Gefangenen gemacht worden waren, nicht nur in Stücke gehauen wurden, sondern daß ihre Feinde sogar ihr Herz kochten und verschlangen.

Wenn heute in dieser geistigen Wüste Pflanzen der Gerechtigkeit grünen und blühen, so ist das großentheils eine Folge des anspruchslosen Dienstes des unvergeßlichen Schotten Burns, eines Mannes, welcher gewiß zu den köstlichsten Gaben gehört, die Gott in unserem Jahrhundert der Mission geschenkt hat. Acht Jahre hatte derselbe

schon in seiner Heimat und in Kanada inmitten fast ununterbrochener Erfolge und getragen von dem warmen Hauch begeisterter Liebe als Prediger gewirkt, als er sich 1847 der Synode der englisch-presbyterianischen Kirche vorstellte, die schon seit längerer Zeit betend den Gedanken bewegt hatte, eine Mission in China zu gründen, ohne den rechten Mann dazu finden zu können. Befragt, wie bald er sich zur Abreise bereit machen könnte, antwortete er, auf seine Reisetasche deutend: „Morgen." Er wurde mit Freuden angenommen und ordinirt, erklärte aber gleich, er gehe nur als Evangelist nach China, nicht um zu taufen. Wer Burns nur als den feurigen Reiseprediger kannte, der Tausende mit sich fortreißend von Stadt zu Stadt zog, hätte ihn gewiß als den Letzten betrachtet, der sich ein so hoffnungsloses Ziel stecken würde wie das, wofür man trotz Morrisons Vorarbeiten damals die gründliche Erlernung der chinesischen Sprache noch hielt. Er entschloß sich aber, die Kinder zu unterrichten, um von ihnen die Sprache zu lernen. Dann wollte er in Kleidung und Sitten ganz Chinese werden, was ihm auch in solchem Grade gelang, daß zuletzt an entlegenen Orten die Behörden ihm zuweilen nicht glauben wollten, wenn er sich als Engländer zu erkennen gab. Um Jesu willen eignete er sich mit der seltsamen Zunge auch die ganze Lebens-, Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volkes an. Also hörte, las, schrieb, sprach, sang und betete er bald nach seiner Ankunft in Hongkong Chinesisch, so gut oder schlecht es gieng. Tief in die Nacht hinein konnte man ihn oft laut in seiner chinesischen Bibel lesen und in gebrochenen Sätzen sein Herz vor Gott ausschütten hören. Dann begann er, seiner Losung getreu: „Schickt mir nur keinen Mitarbeiter, ich will der Mitarbeiter Andrer sein," seinen Evangelistenlauf, den von Hongkong an bis an die Grenze der Mandschurei (wo er ihn Febr. 1868 beschloß), der ganzen Küste Chinas entlang eine lichte Segensspur begleitete. Ihm war es gegeben, das Ideal zu verwirklichen, das er einst mit den Worten aufgestellt hatte: „Der glücklichste Stand eines Christen auf der Erde scheint mir der zu sein, daß er wenig Bedürfnisse hat. Wenn ein Mensch Christus vor Herzen, und den Himmel vor Augen hat und gerade nur so viel zeitliche Segnungen, als er bedarf, um ihn sicher durchs Leben zu bringen, hat er nicht viel zu verlieren, und Kummer und Sorgen finden keine große Zielscheibe bei ihm. Eins zu sein mit dem Hirten Israels und mit Ihm zu wandeln, der Sonne und Schild ist — das ist Alles, was ein armer Sünder bedarf, um ihn während seines Pilgerlaufs zu beglücken."

Im Frühling 1856 wars, daß Burns seine Arbeit in Swatau begann. Eben erfreuten ihn die ersten Lichtstrahlen, indem die Bewohner verschiedener Dörfer ihn mit großer Freundlichkeit aufnahmen und sehr nach Büchern verlangten, als er im August in Tschautschau-fu als Fremder erkannt und in einem Flußboot nach Kanton hinab transportirt wurde, während man seine beiden Gefährten an Ort und Stelle in Verwahrsam nahm. Daß er nur mit einem längeren Aktenstück und der Deklaration: „William Burns, sieben Bände fremder Bücher und drei Stöße Traktate" dem englischen Konsul ausgeliefert wurde, war eine gnädige Bewahrung Gottes, denn seine Verhaftung fand unmittelbar vor den blutigen Scenen in Kanton statt, durch welche der grausame Statthalter Jeh den zweiten chinesischen Krieg heraufbeschwor. Nach Swatau zurückgekehrt, erfuhr Burns mit Schmerz und Freude, daß die chinesischen Behörden seine Mitarbeiter mit unerhörter Härte bestraft, daß aber Beide sich dabei als standhafte Christen bewährt hatten. Sie hatten mit einem schuhähnlichen Schlegel 40 Backenstreiche erhalten, waren aber nicht müde geworden, ihren Mitgefangenen von Jesu Liebe zu erzählen. Nach viermonatlicher Haft wurden sie auf Burns Fürsprache endlich in Freiheit gesetzt; als Frucht ihres Kerker-Aufenthalts ward ihnen ein Mitgefangener geschenkt. Ungestört durch den Krieg konnte Burns fortfahren, in Swatau das Evangelium zu verkündigen, bis 1858 dringende Bitten ihn nach Amoy riefen. Greifbare Früchte seiner Arbeit hatte er zwar in Swatau kaum sehen dürfen. Als er aber später zu einem flüchtigen Besuch dahin zurückkehrte, fand er, wie unter der treuen Pflege seiner tüchtigen Nachfolger Smith u. And. die einstige Wildniß zu blühen begann. Auf der Zweigstation Jamtsau durften diese nun auch ernten, was etliche Jahre zuvor Lechler unter viel Trübsal gesäet hatte. Und auf ihrem Fortschritt ins Innere sind sie schon soweit vorgedrungen, daß ihre Bekehrten den Basler Christen im Tschonglok-Kreise die Hand reichen können. Neben ihnen arbeiten amerikanische Baptisten, unter welchen namentlich der Dienst von Bibelfrauen, welche gründlich ausgebildet werden, sich sehr förderlich für den Zuwachs der Gemeinden erwiesen hat.

Im Ganzen hat Kwantung unter seinen 19 Mill. Einwohnern gegenwärtig 3190 Kommunikanten evangelischer Kirchen.

3. Amoy und Futschau.

Ungefähr halb so groß als der preußische Staat erstreckt sich nördlich von Kanton zwischen der Meeresküste und dem mit ihr gleichlaufenden Nanling-Gebirge die 15—23 Millionen Einwohner zählende Provinz Fukien, eine der schönsten des chinesischen Reichs. Ihrer herrlichen Berglandschaften wegen könnte man sie die chinesische Schweiz nennen, doch sind die meisten Höhen terrassirt und bebaut;

Die Theeblüte.

hochgeschätzt ist unter den Landeserzeugnissen namentlich der schwarze Thee aus den berühmten Wui-Bergen im Norden der Provinz. Drei- bis viermal im Jahr werden in diesen Thee-Distrikten die Blätter des sich im Herbst mit wohlriechenden gelben Blüten bedeckenden Theestrauchs gepflückt, wobei man die unten wachsenden größeren von den kleineren und gewürzhafteren der obern Zweige sorgfältig sondert. In einer heißen Pfanne werden hierauf diese Blätter geröstet und noch warm gerollt (S. 39). Bis sie er-

kalten, schwitzen sie einen gelbgrünen Saft aus; darauf trocknet und rollt sie der gewandte Theeröster noch einmal, wenn nöthig sogar mehrmals. Ist dieses langweilige und heikle Geschäft beendet, so wird der Thee in Kisten gepackt, und Kulis, die damit ihr kümmerliches Brot verdienen, tragen sie Hunderte von Stunden weit, einer hinter dem andern her, bis zum nächsten Seehafen, wo Engländer, Deutsche und Amerikaner die kostbare Waare in ihre Magazine und Schiffe einthun. Eine Kiste des besten Thees darf nie auf den Boden abgestellt werden, sonst verliert sie etwas von ihrem Aroma. Also bindet der Kuli zwei lange Bambus so zusammen, daß er vermittelst ihrer die Kiste auf den Schultern tragen kann. Will er

Das Rösten des Thees.

einen Augenblick rasten, so stellt er seine Bambus auf den Boden, damit sie, von ihm gehalten, die Kiste oben schweben lassen. Geringere Sorten von Thee dürfen wohl zuweilen abgestellt werden und werden in der Weise getragen, daß man zwei solche Kisten an die beiden Enden einer schwankenden Bambulatte hängt (S. 40).

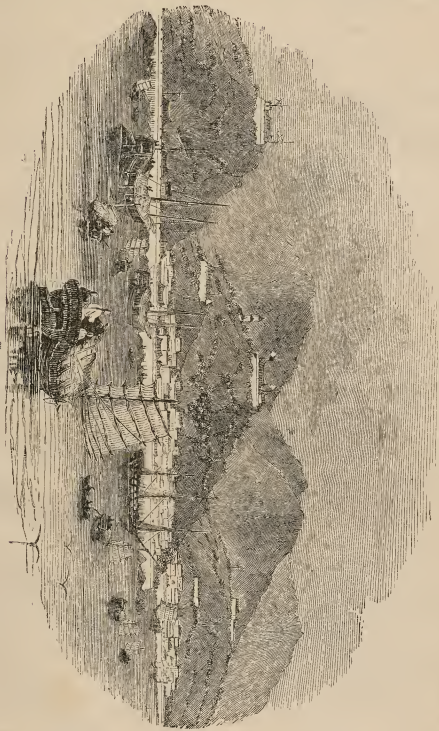
Die von vielen öden Inseln umsäumte Küste der Provinz Fukien ist reich an trefflichen und geräumigen Häfen und steilen, kahlen Felsvorsprüngen. Noch ziemlich im Süden betreten wir an ihr die romantische Felseninsel Amoy. Sie ist etwa 4 Stunden lang, 1 Stunde breit und nur durch einen schmalen Kanal vom Festland getrennt. Pagodengekrönte Felsen überragen die Einfahrt in den

geräumigen Hafen; majestätische Felszacken thürmen sich hinter einander auf so weit das Auge reicht; hohe Klippen, die Heimat von Schwärmen wilder Vögel, sind rings umher im Meer zerstreut. Unter moosbewachsenen, halbverwitterten Felsen liegt nestähnlich die eng zusammengedrängte Stadt Amoy mit ihren 150,000 Bewohnern (S. 41). Die Gesammtbevölkerung der Insel beläuft sich auf nahe an 400,000 Seelen, denn so klein der Raum ist, haben doch

Chinesische Lastträger.

über 100 Dörfer darauf Platz gefunden. Von dem unternehmenden Handelsgeist der Bevölkerung zeugt die Thatsache, daß Amoy eine dreimal größere Zahl von Dschunken besitzt, als die ungleich größere Hauptstadt der Provinz selbst. Trotzdem gehören die Amoyer der Mehrzahl nach zu den ärmsten Klassen, und es wandert alljährlich eine beträchtliche Zahl nach Borneo, Siam, Singapur, Malaka, Batavia und andern Orten aus in der Hoffnung, sich dort durch Handel ein Vermögen zu sammeln, und dann, in ihr Vaterland zu-

rückgekehrt, im Schoß ihrer Familien die Früchte ihres Fleißes zu genießen. Gar schöne Gänge lassen sich auf die verschiedenen Hügel



dieser Insel machen, aber vielleicht schon ganz in der Nähe der Stadt erbebt dir das Herz auch über einem grausen Anblick. Da liegt nämlich der berüchtigte Kindlein-See Gin-a-ho, und es ist nichts

Ungewöhnliches, auf seiner grünen Oberfläche die Leichname der Kleinen schwimmen zu sehen, die von ihren Eltern hineingeworfen worden sind aus Unglauben oder Furcht, sie nicht ernähren zu können. Wie wohl und leicht wird dir's dagegen auf der schönen Anhöhe, wo im Schatten düftrer Felsen die Gräber der Missionare liegen, die dem Herrn hier gelebt haben und Ihm gestorben sind! Hier hast du kein Gefühl des Todes, das Grab hat seine Schrecken verloren: sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Lieblichere Früchte hat bis jetzt wohl kein chinesisches Missionsgebiet getragen als Amoy mit seinen Tochterstationen. Im J. 1844 ließen sich hier Missionare der Londoner Gesellschaft und der reformirten Kirche Nord-Amerikas nieder, denen später englische Presbyterianer folgten. Längere Zeit durften die in schönster Eintracht zusammenwirkenden Brüder nur wenig Erfolg ihrer Arbeit sehen. „Die Zielpunkte, auf welche das Streben der Chinesen um uns her gerichtet ist, sind in der Regel gemeiner und sinnlicher Natur und liegen selten jenseits der Gegenwart," klagten sie. „Es fehlt ihnen an jeder tieferen Empfänglichkeit für religiöse Wahrheiten. Die Angst eines aufgeweckten Gewissens, ein Sehnen nach irgend einem Mittel der Versöhnung, lebhafte Hoffnungen auf künftige Glückseligkeit, bange Furcht vor künftigem Wehe und Jammer — all das liegt mit geringen Ausnahmen ganz außerhalb der Erfahrungen dieses stumpfen, unerregbaren, phlegmatischen Geschlechts." Bis zum Schluß des Jahrs 1853 standen mit der Londoner Mission erst 19, mit den Amerikanern 29 Personen in Verbindung, von da an aber mehrte sich schnell die Zahl der Hörer und Thäter des Worts. Besonders gesegnet war auch hier der Dienst des 1851 erstmals in Amoy angelangten Burns.

Die Freudenernte begann 1854 in dem 8 Stunden von Amoy entfernten Städtchen Pe-schu-ia an der gegenüberliegenden Küste, wohin eine schöne Wasserstraße zuerst durch die von einem majestätischen Vorgebirg und manchfach gestalteten Inseln eingeschlossene Bucht, dann die Krümmungen eines Flusses hinaufführt. Wie in den Tagen der Apostel erwachte hier ein allgemeines Suchen und Fragen. Die Entscheidung einzelner Seelen für den Herrn erweckte Spaltung in den Familien und den bittern Widerspruch, ja den Haß und die Verfolgungssucht der Feinde. Unter all dem aber offenbarte sich die Seligkeit der ersten Liebe, und zündend pflanzte sich das heilige Feuer von Herz zu Herz und von Dorf zu Dorf fort, so namentlich auch in den Marktflecken

Bay-pay, den die Christen von Petschuia ganz in ihre Pflege nahmen. Auch in der Muttergemeinde Amoy regte sich ein heiliger Wetteifer mit den jüngeren Sprößlingen. Die Aufmerksamkeit der Hörer in den Missionskapellen wurde ernster, die Zahl der Taufbewerber wuchs; etliche im Suchen der Einen köstlichen Perle von fernher gekommene Gäste halfen mit, die zögernden Schritte derer zu beschleunigen, die den Ruf zuerst vernommen hatten. Ein und der andre Vater zog auch die bisher noch unbekehrte, widerstrebende Mutter nach, ihre

Ein Vater bringt seine Kinder zur Taufe.

Kindlein dem Missionar zu bringen, damit er sie durch die Taufe dem Herrn Jesu weihe (s. Abb.).

Auch in den folgenden Jahren gieng das schöne Werk in Amoy und der Umgegend im Segen fort, während Burns einen schwer leidenden Mitarbeiter in die Heimat zu begleiten hatte. So kamen z. B. zwei Brüder aus Pet-schu-ia Geschäftshalber in das benachbarte Tschiobe, vergaßen aber nicht, das Evangelium mit sich zu nehmen. Ihre einfache Darlegung der Wahrheit hatte die Wirkung, daß die

Aufmerksamkeit mehrerer Personen dadurch angeregt wurde. Von da an wurde dort die Freude an dem gehörten Wort und das Verlangen nach Unterweisung so groß, daß sie den besuchenden Christen kaum Zeit zum Essen oder Ruhen ließen. Wiederholt giengen bald aus Amoy, bald aus Petschuia etliche Brüder dahin, um das angezündete Feuer zu nähren, und jedesmal nöthigte sie die wahrhaft hungrige Menge, so lange zu reden, bis ihnen Stimme und Kraft ausgieng. Wie überall, wo das Wort Gottes Wurzel faßt, so brachen zwar auch hier Verfolgungen aus, aber in der Trübsal wuchs nur der Glaube der Bekehrten, und ihre Festigkeit und Sanftmuth brachte endlich nicht nur die Gegner zum Schweigen, sondern gewann auch einige derselben für das Evangelium. Eine wunderbare Durchhilfe durfte in jener Zeit der Bedrängniß ein Tuchhändler in Petschuia erfahren, der mit seiner ganzen Familie zu den ersten Bekehrten gehörte. Es traten eines Tages Polizeidiener in seine Wohnung ein, um sein Haus zu plündern, vielleicht auch ihn gefangen zu nehmen. Da er übelhörig war, verstand er ihre Forderung nur halb, erwiderte aber gleich: „O ja, ich weiß, warum ihr kommt," und einen Theil seiner Waaren herabnehmend: „Nehmet dieß, nehmet Alles, ich will selbst auch mit euch gehen, doch bin ich sehr alt und fast taub; nehmet auch meine Knaben und mein kleines Mädchen dort, wir sind Alle Christen, wir fürchten uns nicht, wir wollen gern mit euch kommen." In ihrer Ueberraschung über diesen Empfang giengen die Leute unverrichteter Sache wieder fort.

In Anhai, einer 60,000 Einwohner zählenden und 15 Stunden von Amoy entfernten Stadt, die nur auf einem durch Stürme und Seeräuber gleich gefährlichen Wasserweg zu erreichen ist, fanden die Missionare im J. 1857 ungemein freundliche Aufnahme; sobald aber der Sauerteig des Evangeliums zu wirken begann, regte sich auch der Geist des Widerspruchs und der Feindschaft. Als Miss. Douglas 1860 das durch Nationalgehilfen bediente Häuflein der Gläubigen besuchte, drang ein tobender Volkshaufe in das Haus, in dem er übernachtete, so daß er unter einem Regen von Steinen sich in sein Boot flüchten und auf die dringenden Bitten der Christen nach Amoy zurückkehren mußte. Vierzehn Tage nachher kam er wieder, um nach den Angefaßten zu sehen, die er wie Schafe unter Wölfen zurückgelassen hatte. Zu seiner Freude waren die schon Entschiedenen nur um so fester, die noch Schwankenden ihrer Sache gewisser worden, und im folgenden Jahr sandte die arme,

nur 24 Seelen zählende Gemeinde auf eigene Kosten aus ihrer Mitte schon einen Evangelisten in die benachbarten Dörfer aus. Es folgten neue Anfechtungen von Seiten der Heiden, und dießmal nicht, ohne vier junge Christen in ihrer Standhaftigkeit zu erschüttern; dagegen legte auch eine 74jährige Frau ihr Haupt fröhlich zur Ruhe nieder mit den Worten: „Meine himmlische Heimat ist schön und herrlich, Jesus hat mir eine Stätte bereitet."

In das etwa 8 Stunden landeinwärts von Petschuia gelegene Dörflein Khiboey wurde das Evangelium im J. 1862 zuerst durch einen Mann gebracht, der im Spital in Amoy leibliche und geistliche Pflege gefunden hatte. Als in jenem Sommer Burns einen Besuch dort machte, hatten gegen 30 Personen ihr Herz der Wahrheit geöffnet und pflegten zu gemeinsamer Erbauung zusammen zu kommen. Noch ehe das Jahr darauf die zehn Erstlinge getauft wurden, brachen auch hier so heftige Verfolgungen aus, daß auf die Bitte der Missionare der britische Konsul sich darein legte und den Behörden drohte, sie in Peking zu verklagen, wenn sie dem Wüthen der aufgeregten Volkshaufen nicht Einhalt thäten. Das wirkte; die Christen erhielten die weggetriebenen Schweine und Ochsen zurück und die Feinde waren am Ende noch froh und dankbar, an den Missionaren ihrer eigenen, in der augenblicklichen Furcht überstrengen Obrigkeit gegenüber Fürsprecher zu finden.

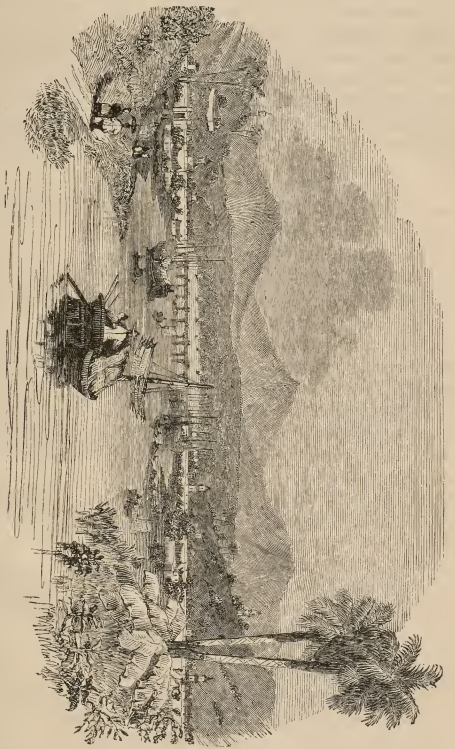
Ungemein lieblich trat in jener Zeit der Noth das Band brüderlicher Gemeinschaft zu Tage, das die Christen unter einander verknüpfte. So weigerten sich z. B. einmal die heidnischen Nachbarn, einem alten, zum Glauben gekommenen Landmann, der zwei Stunden von Khiboey wohnte, zur Zeit der Ernte irgendwelche Dienste zu leisten. Da sahen sie eines Abends zu ihrem Erstaunen eine Gesellschaft von Christen dem bedrängten Bruder zu Hilfe kommen und am andern Tag so herzhaft arbeiten, daß bis zum Abend all sein Reis eingeheimst war. Als sodann 1863 zur Erbauung einer Kapelle geschritten werden sollte — bisher hatten die Versammlungen immer im Schatten eines großen Baumes stattgefunden, — fanden sich lauter freiwillige Arbeiter ein, von denen die Einen Holz, die Andern Steine herbeibrachten, wieder Andre den Mörtel mischten und noch Andre die Bewirthung übernahmen. Bei der Einweihung dieses Saales aber zählte die Gemeinde schon 150 Glieder, und Haufen von Zuhörern drängten sich um die Fenster und Thüren.

Aus einem zwei Stunden von Bayhay entfernten Dörflein

Liongbunsi besuchten etwa ein halbes Jahr lang vier Männer regelmäßig die dortigen Versammlungen. Sie müssen in dieser Zeit ihren Nachbarn viel von dem Gehörten erzählt haben, denn eines Sonntags brachten sie 15, am folgenden 29 Männer mit sich zum Missionar. Es kam nun heraus, daß beinahe das ganze Dörflein dem Götzendienst entsagt und angefangen hatte den Sonntag zu feiern. Es war gerade Erntezeit, als im Jahr 1863 Missionar Swanson seinen ersten Besuch dort machte. Auf dem ganzen Wege sah er Alles in der emsigsten Geschäftigkeit; in der Nähe jenes Dörfleins aber herrschte tiefe Sabbatstille wie in seiner schottischen Heimat. Am Eingang desselben waren die Ochsen alle in einer Reihe angebunden und fraßen Stroh; die Bewohner hatten sich schon zum Nachmittagsgottesdienst versammelt. Mit Jubel begrüßten sie den Boten Dessen, nach dessen vollerer Erkenntniß ihre Herzen sich sehnten. Von da an blieben zwei eingeborne Evangelisten bei ihnen und im Mai 1864 hatte der Missionar die Freude, die ersten 9 Personen zu taufen, während 30 Bewerber um dieselbe noch im Unterricht standen.

Tschang-tschau ist die Hauptstadt des Bezirks, in welchem Amoy liegt; sie ist 17 Stunden von der Insel entfernt und auf Booten erreichbar. Ihre schönen Straßen, geziert mit Denkmälern geehrter Bürger, erregten einst die Bewunderung des Besuchers. Neun Tage lang predigte Burns im Jahr 1853 den 200,000 Bewohnern der Stadt und fand so freundliche Aufnahme, daß die Leute gleich eine Kapelle eröffnet haben wollten. Aber in wenigen Wochen spaltete die Rebellion die Bürgerschaft in Parteien, und in einem schauerlichen Gemetzel kamen auch einige der Angefaßten um. Doch von Tschiobe aus dauerte eine christliche Einwirkung fort, und im Jahre 1861 mietheten die Tschiobe-Christen ein Häuschen in der Hauptstadt, das sie als Betsaal benützten. Unter wiederholten Steinwürfen, die Thüre und Fenster, auch das Dach fast zertrümmerten, nahm doch die Gemeinde zu, und im Januar konnte Missionar Douglas sechs Erstlinge taufen, denen bis 1864 sechszehn weitere folgten. Wie freuten sich da die Tschiobe-Christen! Allein nun drangen die Rebellen von Nanking in die Stadt, und als im Mai 1865 die Kaiserlichen sie wieder eroberten, wurde sie fast zu einem Aschenhaufen, wo kaum noch eines von zehn Häusern übrig blieb und vereinzelte Weiber über den Verlust von Gatten und Söhnen klagten. Sie hat sich seither wieder erholt und amerikanische wie Londoner Sendboten haben darin Gemeinlein gesammelt.

Sechzig Stunden nördlich von Amoy ist Futscheu, die eine Million Einwohner zählende Hauptstadt der Provinz Fu-kien, ein



Futschau.

wichtiger Mittelpunkt evangelischer Missionsthätigkeit (s. Abb.). Sie liegt in einiger Entfernung vom Norduser des schönen Minflusses, an den jedoch ihre wachsenden Vorstädte heranreichen. Im

Norden ist Futschou von einem prächtigen Berg-Amphitheater umgeben; nach dem südlichen Ufer des Flusses, wo sich die seit 1842 erstandenen Niederlassungen der Fremden befinden, führt eine 420 Schritt lange Brücke mit 39 steinernen Bogen hinüber. Größere Seeschiffe können sich der Stadt nur bis auf vier Stunden Entfernung nähern, doch ist der Fluß mit Fahrzeugen mancherlei Art und schwimmenden Wohnungen bedeckt. Der Handel ist überaus blühend; Englands Gegengabe für den köstlichen Thee, der den Hauptausfuhr-Artikel bildet, und an dem sich in traulichem Kreise Tausende und aber Tausende englischer Familien laben, ist leider aber auch hier vorzugsweise das Leib und Seele verderbende Gift, das in so unzählige chinesische Familien Jammer und Elend bringt. Fast die Hälfte der Bewohner Futschou's soll vom Laster des Opiumrauchens umgarnt sein.

„Glückliche Stadt" bedeutet der Name Futschou, aber glücklich sind Futschous Bewohner nicht, vielmehr zeichnen sie sich durch ihr düsteres, zurückhaltendes, unhöfliches Wesen sehr nachtheilig aus. Herzlos erscheint dem Christen der größere Theil der Bevölkerung in hohem Grade. Nicht als ob es ihnen am Gefühl für das Rechte und Gute fehlte, sie können recht schöne Sittensprüche auffagen und spicken ihre Reden bei jeder Gelegenheit damit. „Der Sünde folgt die Strafe, wie der Schatten dem Wesen." „Vor Menschenaugen mögen wirs verbergen, nicht vor des Himmels Auge." „Wer gegen den Himmel sündigt, macht sein Gebet unerhörlich." Diese und ähnliche Sprüche der Alten zeigen, daß auch sie das Gesetz in ihre Herzen geschrieben besitzen, daher sie auch die Sünde nie mit der Ausrede entschuldigen: wir wissens nicht besser. — Wie schauerlich aber nimmt sich neben den feinen Reden das grobe Thun aus! Bei den häufigen Feuersbrünsten kann man oft genug Frauen und Kinder in den Flammen sehen, nach Hilfe schreiend und die Zuschauer um Erbarmen beschwörend, während diese die plumpsten Späße machen und sich an den Qualen und Krümmungen leidender Nebenmenschen ordentlich zu weiden scheinen. Und wie viele Kindlein werden kalten Blutes in diesem mit Agrumi- und Maulbeerbäumen beschatteten Minfluß ertränkt! Wie sie auch schreien und ringen, die unnatürlichen Eltern schauen nicht nach ihnen um. Die zahlreichen und größtentheils müßiggängerischen Gelehrten aber widerstehen mit aller Kraft dem Eindringen der Wahrheit und jeglichem Fortschritt. Von den Barbaren etwas anzunehmen, scheint ihnen die tiefste Erniedrigung, die einem Chinesen zugemuthet werden kann.

Die ersten evangelischen Sendboten waren hier 1846 angelangte Bostoner Missionare. Ihnen folgten 1847 amerikanische Methodisten und 1848 englisch-kirchliche Missionare. Besonders der Niederlassung der letzteren widersetzten die Gelehrten sich auf jede Weise, ohne sie jedoch hindern zu können. Die Schwierigkeiten, mit welchen die Missionare zu kämpfen hatten, waren aber so groß, daß ihre Thätigkeit zu Zeiten fast ganz auf ärztliche Dienstleistungen, Schularbeit und Büchervertheilung beschränkt blieb; zudem lichtete das ungesunde Klima wieder und wieder die Reihen der Arbeiter. Ein hochwillkommener Gehilfe war darum ihnen allen im J. 1859 für einige Zeit der treue Burns, der mit Brüdern der verschiedensten evanglischen Bekenntnisse gleich fröhlich zusammenzuwirken verstand wie mit denen seiner eigenen Kirche, während seine aufrichtige Demuth und weitherzige Liebe ihn in seltenem Maße geschickt machte, überall mit Hand anzulegen, wo es eine Lücke auszufüllen, an einem besonders schwachen Punkte nachzuhelfen gab.

Zehn Jahre lang arbeiteten die amerikanischen Methodisten und 11 Jahre die englisch-kirchlichen Missionare, bis sie ihre Erstlinge taufen durften, und auch dann noch blieb der Fortschritt bis zum Jahr 1871 ein sehr langsamer. Von da an aber begann eine reiche Ernte zu reifen, allerdings weniger in der Stadt selbst als in den weiten ländlichen Bezirken, die von ihr aus bereist werden. In lieblicher Weise wurde hier auch offenbar, nach wie langer Zeit vor Jahren ausgestreute Samenkörner noch keimen und grünen können. Im J. 1835 war Dr. Medhurst auf einer Reise, die er, Gützlaffs Beispiel folgend, in den Norden China's machte, auch auf die Insel Lan-yit unweit Futschau gekommen. Da kamen nun mehrere Personen von dort ins Missionshaus der Methodisten und fragten, ob die hier verkündete neue Lehre die gleiche sei, wie die in den Büchern, welche sie vor vielen Jahren erhalten haben? Beide Theile waren hoch erfreut, als sich herausstellte, daß dem wirklich so sei. Nun erzählten sie, ein Fremder habe ihnen diese Bücher einmal geschenkt, als sie noch Kinder gewesen seien, und sie haben einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Die Missionare besuchten die Insel und fanden, daß sichs wirklich so verhielt. Die Folge davon ist, daß dort nun eine der blühendsten Missionsgemeinden besteht und einige der Christen, die als Knaben von jenen Büchern erhalten hatten, zu den tüchtigsten eingebornen Predigern gehören, die in verschiedenen Theilen der Provinz im Dienst der Mission stehen.

Im J. 1878 hatten die Methodisten auf einer Menge Außenstationen im Süden der Provinz über 1200 Kommunikanten, während im Norden die englisch-kirchlichen Missionare deren 800 zählten und dazwischen die Bostoner Missionare ihre 170 volle Gemeindeglieder hatten, worunter viele in wiederholten Verfolgungen als treu und standhaft erprobte Bekenner. Mehr als einmal wurde die Ruhe und Sanftmuth, welche die Christen unter diesen Verfolgungen bewiesen, das Mittel, die Feinde zu gewinnen. In einem der Dörfer umringte einmal der wüthende Pöbel das Haus einer merkwürdigen Frau, welche die Bibel in der klassischen Sprache lesen konnte und seit ihrer Taufe viele Weiber zu Christo gebracht hatte. Man drohte ihr jede Gewaltthat, wenn sie Christum nicht verleugne, aber mit der Bibel in der Hand trat sie der wogenden Masse entgegen, bekannte frei ihren Glauben und erbot sich, lieber den Tod zu leiden als ihm zu entsagen. Damit gelang es ihr, die aufgeregten Schaaren zu beschwichtigen, und von da an wurde sie fast ausnahmslos unbehelligt gelassen. Nach einer schweren Krankheit entschloß sie sich, dem Evangelium auch in weiteren Kreisen zu dienen und besuchte die Nachbardörfer, um den einzigen Heiland, den sie und der sie gefunden, den Leuten anzupreisen. Da lief dann Alles zusammen, sie zu hören, und Viele brachen in Thränen aus, wenn sie zu Buße und Glauben aufforderte. Einen ganzen Monat lang gieng sie so von Dorf zu Dorf und ermahnte das Volk, seine Götzen wegzuwerfen und bei Jesu Rettung zu suchen. Dann sank sie zusammen, aber auch von ihrem Bett aus verkündete sie Jesum Christum ohne Unterlaß und starb endlich einen Tod voll freudiger Hoffnung. — In Futschen selbst ließ sich einer der wildesten Gegner, der oft wie ein Löwe dem Katechisten entgegengetreten war und die Volksmenge grimmig gegen die Fremden aufgereizt hatte, eines Sonntags ganz still auf einer der hintersten Bänke der englischen Missionskapelle nieder. Der Geist Gottes hatte sein Herz erfaßt und den Löwen zum Lamme gemacht. Er meldete sich zum Taufunterricht und machte schnelle Fortschritte in der Heilserkenntniß. Als er die Taufe empfing, brachte er auch sein Töchterlein auf den Armen herbei, daß es mit ihm dieses Segens theilhaftig werde (S. 51). Von nun an sah man ihn viel in den Straßen, umringt von Haufen Volks, die ihn verhöhnten und verspotteten, weil er den geschmähten Namen Christi in aller Einfalt verkündete und sich's zur Ehre rechnete, jetzt ebenso zu leiden, wie er früher die Christen geplagt hatte. Er mußte ein neues Geschäft anfangen,

so unmöglich machte es ihm die Bitterkeit seiner Feinde, sich mit dem alten durchzubringen. Aber bald wurden durch ihn einige seiner Freunde herbeigebracht, und auch für solche, die jetzt noch ebenso bitter gegen ihn waren, wie er es einst gegen die Jünger gewesen, ließ er die Hoffnung nicht sinken.

Taufe in Futschau.

Hin und wieder suchten seit den Verträgen von 1860 die Missionare für ihre Bekehrten indeß auch den Schutz ihres Konsuls nach, wie ja die französischen Konsuln sich immer flink genug aller verfolgten Katholiken anzunehmen pflegen. So war z. B. auf der Außenstation Atschia das Söhnlein einer Witwe in der Missions-

schule zum Glauben gekommen, und durch den Knaben auch die Mutter. An einem Sonntag nahm der englische Miss. Wolfe Beide nebst acht andern Seelen in die Gemeinde Christi auf, aber gleich den Tag darauf brach der Sturm gegen sie los. Ihre Verwandten kamen und nahmen ihr Haus und ihr ganzes Eigenthum in Besitz, schlossen sie ein und verboten ihr zu den Christen zu gehen, wie sie auch jedem Christen, der sie besuchen würde, mit Schlägen drohten. Den Knaben nahmen sie mit und nöthigten ihn, vor den Götzen zu knien und ihnen Weihrauch dazubringen, während das arme Kind

Verfolgter Christenknabe in Futschau.

beständig schrie: „Ich glaube ja nicht an diese Bilder da, ich glaube nur an Jesum! (s. Abb.) Natürlich bat nun der Missionar den britischen Konsul um seine Verwendung für die Verfolgten, und dieser verhalf ihnen durch seine Fürsprache in aller Stille wirklich zu einiger Ruhe.

Auf mancherlei Weise ließ sich Gott herab, das Wort der eingebornen Evangelisten zu segnen und auch eine dann und wann vorkommende Uebereilung noch zum Guten zu wenden. So geschah es in der volkreichen Stadt Kutscheng, daß Wolfe einen großen, dem Richter der Unterwelt geweihten Tempel betrat. Eine lustige Volks-

menge drängte sich um ihn und zeigte ihm ohne den geringsten Hauch religiöser Scheu die Merkwürdigkeiten des Tempels. Gerade vorher hatte der Missionar auf der Straße einige Eßwaaren gekauft und sie mit seinem Katechisten getheilt. Dieser gieng stracks auf den am Eingang stehenden Götzen los und steckte ihm ein Brötchen ins offene Maul mit den Worten: „Ich muß doch sehen, ob der da auch was Süßes essen kann." (s. Abb.) Das war gewiß nicht klug, nicht demüthig gehandelt, aber es geschah mit solchem Humor, daß die

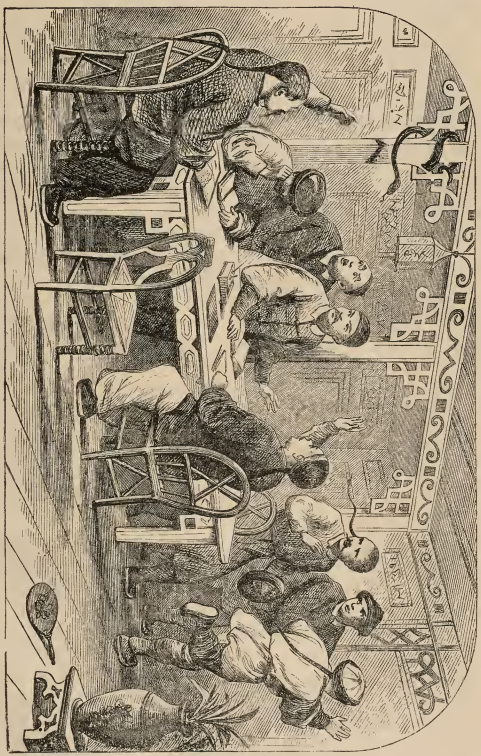
Ein Götze in Kutscheng.

Menge in ein lautes Gelächter über den leblosen Klotz ausbrach. Jetzt hatte Wolfe eine gute Gelegenheit, die Leute anzureden. Er erklärte ihnen, wie wenig die Christen von solchen Bildern halten, dennoch aber müsse er sagen, sein chinesischer Bruder habe nicht wohl gethan, da doch viele der Umstehenden vielleicht noch Achtung vor dem Götzen haben und es ihnen also wehe thun müsse, ihn verspottet zu sehen. Dann aber verkündete er ihnen die Liebe Gottes in Christo Jesu, es seinen Zuhörern überlassend, nun selbst Vergleichungen anzustellen, welcher Gott ein besseres Recht auf ihre Verehrung habe,

der, welcher ihnen weder Gutes noch Böses zu thun vermöchte, oder der, welcher seine Wohlthat durch das Opfer seines Lebens versiegelt hat. Daß es nicht umsonst war, zeigte der Erfolg. Im J. 1866 wurde in Kutscheng der erste Christ getauft; zehn Jahre darauf waren es ihrer 44 und dazu über 60 Taufbewerber.

Jener Kolporteur, dem Wolfe im Tempel zu Kutscheng eine wohlverdiente Zurechtweisung ertheilen mußte, versteht indeß auch etwas anderes als zu spotten und scheint unermüdlich, wo es gilt, von seinem Heiland zu zeugen. Einmal war an einem Abend ein großer Haufe versammelt und wollte gleich das ganze Evangelium wissen. War nun Wolfe müde vom langen Reden, so ließ er den Kolporteur weiter sprechen. Zweimal redete der Missionar und zweimal der Kolporteur, und zwar dieser so, daß Wolfe merkte, jetzt sei es nicht der arme Chinese, der da spreche, sondern der Geist Gottes in ihm. Nie hatte er einen Chinesen so faßlich und eindringlich von dem herrlichen Geheimniß der Gnade für arme Sünder reden hören. Erst als allen Lichtern das Oel ausgegangen war, kam auch die Predigt zu Ende. Es sind wirklich treffliche Leute unter diesen eingebornen Predigern. Im J. 1871 erklärte einer derselben, der schon selbständig eine Gemeinde bediente, er könne es nicht länger ertragen, daß ihm die Heiden vorwerfen, er esse der Fremden Brot und singe darum auch der Fremden Lied; darum sei er entschlossen, von nun an keinen Pfennig mehr von der Missionsgesellschaft anzunehmen. Da ihm seine Gemeinde nur 160 M. Jahresgehalt bieten konnte, mußte er seine Kleider versetzen, um satt zu essen, ohne aber in seinem Entschluß wankend zu werden. Erst nach mehreren Jahren konnte er von einer zahlreichen Gemeinde so gestellt werden, daß er der Nahrungssorgen überhoben war. — Eine nette Probe von Geistesgegenwart legte einmal ein einfacher Katechist ab, der eben nach 1 Mose 3 die Feindschaft zwischen Weibes- und Schlangensamen abgehandelt hatte, als plötzlich eine große Schlange durchs Dach den Weg fand und auf ihn herabzischte. Alle Anwesenden sprangen der Thüre zu, der Katechist aber rief sie zurück mit den Worten: „Nur her, wir wollen der Schlange den Kopf zertreten und weiter machen.“ Sie war schnell todtgeschlagen, und die Versammlung schloß mit Dank und herzlichem Flehen, daß der Gott des Friedens ebenso in Kurzem auch den Satan unter ihre Füßen zertreten möge (S. 55).

So weit ists nun freilich noch nicht. Noch ist nicht Sieges-, sondern Kampfeszeit und zwar ist sie gerade jetzt in und um Futschen



Schlange und Kettchiff.

her besonders heiß. In der Stadt selbst geschah es, daß im Lauf des Jahrs 1878 den Missionaren der englisch-kirchlichen Gesellschaft, deren Gehöfte sich auf dem sogenannten Schwarz-Stein-Hügel (Wu-schi-sang) befindet, ganz in der Nähe ihres in aller Form Rechtens

erworbenen Grundbesitzes ein Stück Land zur Erbauung eines Seminars angeboten wurde. Schnell war die geforderte Summe durch englische Freunde zusammengelegt; inzwischen aber wurde der Kaufpreis um ein Drittel erhöht. Auch auf diese Forderung giengen die Missionare ein, aber nochmals erfolgte eine Weigerung mit der Andeutung, das betreffende Grundstück sei überhaupt gar nicht zu haben, denn die Mandarinen haben dessen Besitzer mit jeder Art von Rache bedroht, wenn sie dasselbe an Fremde veräußern. Nun sahen sich die Missionare innerhalb ihres eigenen Gehöftes nach einem Bauplatz um. Der dort verfügbare Raum hatte ihnen Anfangs zu klein geschienen, aber wenn man drei Stockwerke auf einander setzte, ließ sich schließlich doch die nöthige Zahl von Zimmern gewinnen. Schon stand der Bau von außen fertig da, da richteten die Mandarinen an den englischen Konsul eine Eingabe, worin sie die Doppelklage erhoben, daß erstens die Missionare die Grenzen ihres Landstücks widerrechtlich erweitert haben und zweitens die Höhe des Baus die religiösen Gefühle des Volkes verletze, indem sie das Fung-Schui (Gleichgewicht in den Luftströmungen) störe. Den ersten dieser Gründe hielten die Missionare für eine nichtswürdige Lüge und ebenso fest waren sie von der Nichtigkeit des andern Grundes überzeugt, denn in den drei Monaten, während deren sich ihr Bau höher und höher erhob, waren Hunderte von Chinesen gekommen und hatten ihn besichtigt, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sagen. Erst als der Fremdenfresser Ling, der Jahre hindurch der Anstifter aller Feindseligkeiten gegen die Ausländer in Futscheu gewesen war, von Kanton zurückkehrte, wurde plötzlich jenes selbst nach chinesischer Anschauungsweise grundlose Geschrei erhoben, denn das betreffende Gebäude liegt so in einer Höhlung des Hügels versteckt, daß man ein ganzes Leben lang in Futscheu wohnen könnte ohne je etwas von seinem Dasein zu gewahren. Leider vertrat der britische Konsul die dem Christenthum vertragsmäßig eingeräumten Rechte ebenso schwächlich, wie der englische Gesandte Wade es bei jeder Gelegenheit thut, also ersuchte er die Missionare um die Gefälligkeit, die Arbeit im Innern des von Außen bereits fertigen Hauses einzustellen. Die Missionare aber glaubten auf ihrem guten Rechte bestehen zu müssen, denn wenn sie sich in der Hauptstadt von einer Handvoll feindseliger Menschen einschüchtern ließen, war von denselben sicher das gleiche Ränkespiel in der ganzen Provinz zu erwarten. Indessen merkten im Laufe der Verhandlungen die Mandarinen nur zu gut, daß die Missionare an ihrem Konsul keinen wirklichen Beistand hatten, dieser vielmehr eher

auf christenfeindlicher Seite stand. Dadurch wurden sie in ihren Wühlereien immer kecker, so daß Miss. Wolfe bei der gerichtlichen Besichtigung des fraglichen Gebäudes vor den Augen der müßig zuschauenden Behörden durch einen aufgeregten Pöbelhaufen in die äußerste Lebensgefahr kam. Endlich ertönte unverhohlen das Losungswort, mit nichts werden jene Patrioten sich zufrieden geben, als mit dem gänzlichen Auszug sämmtlicher Missionare aus dem heiligen Futschen. Das Schulhaus wurde zerstört. Zwar bemächtigten die chinesischen Oberbehörden sich selbst durch Ausschreibung hoher Preise der Haupträdelsführer und straften diese theils durch Degradirung und Verbannung, theils durch körperliche Züchtigung, dazu wurde der Missionsgesellschaft ein Schadenersatz von 12000 M. zugesprochen; zugleich aber stellten die Chinesen zwei englische Advokaten auf, um vor dem Konsulargericht womöglich die Entscheidung herauszuschlagen, daß die Missionare kein Recht auf den Wu-schi-sang-Hügel haben und weichen müssen. Der Richter entschied 1879 gegen die Missionare, weil nur ein Theil der Eigenthümer ihnen den Boden verkauft habe, und die Mission hat aufs neue einen Wink erhalten, daß sie in China noch kein unangreifbares Niederlassungsrecht besitzt. Die Sendboten dürfen wohl in China reisen, aber jeder Besitz von Boden und Gebäuden kann ihnen streitig gemacht werden.

Inzwischen war es auch anderwärts zu christenfeindlichen Auftritten ernster Art gekommen. So namentlich auf einer der 100 Außenstationen der Engländer, Jik-kau, wo ein Angriff des Pöbels auf die Missionskapelle stattfand. Einige Zeit darauf — es war der 24. März 1879 — wurden die eingebornen Prediger und mehrere Christen des Distrikts eingeladen vor den Mandarinen zu erscheinen, angeblich zu einer freundlichen Berathung über die Beilegung jenes Streits. Was aber die anwesenden Literaten sofort von ihnen forderten, war das schriftliche Versprechen, daß sie mit Ablauf dieses Jahrs ihre Kapelle verlassen und auf die Ausübung der christlichen Religion in Jik-kau und der Umgegend verzichten wollen. Natürlich weigerten die Christen sich, dieß zu thun, dagegen aber erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, eine Uebereinkunft zu unterzeichnen, daß man sie aus der Stadt verweisen könne, sobald man sie irgend eines Unrechts zu überführen vermöge. Alles, was sie verlangten, war die Wiedereinräumung ihrer Kapelle und die Freiheit, darin Gottesdienste zu halten. Die Mandarinen schienen hiemit einverstanden zu sein, ja sollen sogar dem versöhnlichen Benehmen der Christen

ihre Anerkennung gezollt haben. Den Literaten aber war es einfach um die Vertreibung der Christen zu thun. Die Versammlung wurde abgebrochen und die Christen zogen sich in eine Herberge der Stadt zurück. Bald darauf wurde Alarm geschlagen und Hunderte von Heiden stürzten auf das Gasthaus los. Vier der Christen wurden auf die Straße geschleppt, mit allen Arten von Waffen zerschlagen und endlich schwer verwundet für todt liegen gelassen. Zwei von ihnen wurden wie Hunde in den Fluß geworfen, erreichten aber das jenseitige Ufer und wurden von dort durch einige Amtsdiener auf die nächste Missionsstation getragen. Den beiden andern zündete man ihre Kleider und Zöpfe an, auch sie aber entrannen wunderbar und gelangten auf eine Missionsstation, von der aus sie im Boot nach Futschau gebracht wurden. Dort langten sie nach vier Tagen an, unfähig zu gehen oder auch nur zu stehen und fanden nun Pflege im dortigen Missionsspital. Ueberraschend kam aber diese neue Gewaltthat den Missionaren nicht, denn auch in diesem Fall hatte die Unthätigkeit des Konsuls die Frechheit der Literaten begünstigt. Der etliche Wochen vorher auf die Kapelle in Jik-kau gemachte Sturm war ihm berichtet worden. Er hatte den Missionaren versprochen, die Sache vor die chinesischen Behörden zu bringen, sich aber von diesen so beschwatzen lassen, daß statt der Uebelthäter schließlich die Missionare einen Verweis bekamen, ihn mit einer solchen Kleinigkeit behelligt zu haben.

Immerhin darf Fukien als der bedeutendste Sitz des Protestantismus in China betrachtet werden, sofern sich die Zahl der Kommunikanten hier auf 5247 Seelen beläuft, was auf eine dreimal so große Zahl von Namenchristen schließen läßt. Die Gemeinden aber haben unter allen Kämpfen gelernt, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten, wie denn die 1200 Presbyterianer in und um Amoy solche Summen zusammenlegten, daß der jährliche Beitrag jedes Kirchenglieds schon über 8 M. betrug. Zu Fukien ist übrigens auch die Insel Taiwan oder Formosa gerechnet, auf welcher die Presbyterianer Englands und Canada's überraschend schnelle Fortschritte erzielt haben. Die Insel ist im W. von 3 Millionen Chinesen bewohnt, auf dem Gebirg aber, das im Mount Morrison zu 11,000' aufsteigt, sitzen noch wilde, gegen Fremde sehr feindselige Stämme von Ureinwohnern, theilweise den Malaien (oder Alfuren?) verwandt. Hier hat besonders die ärztliche Thätigkeit den Missionaren seit 1865 eine Thüre um die andere geöffnet. Es werden nicht blos Chinesen in großer Zahl ge-

tauft, sondern auch unter den Waldbewohnern (vom Stamm der Pepoho) regt sichs; so waren schon im J. 1876 von den Engländern 26, von den Canadischen Brüdern 9 Gemeinden gesammelt.

4. Ningpo und die China-Inland-Mission.

Nördlich von Fu-kien erstreckt sich bis zum Golf von Hangtschou die Provinz Tschekiang etwa 100 Stunden der Küste entlang und 80 Stunden landeinwärts — wohl die kleinste des Reichs dem Raume nach, aber eine der ersten in Betreff der Wasserstraßen, der reichen und bevölkerten Städte, der Mannichfaltigkeit ihrer natürlichen Produkte und der Trefflichkeit ihrer Fabrikate. Der Süden ist gebirgig, aber mit Ausnahme einer einzigen großen Kette sind die Berge bis zu ihrer Spitze trefflich angebaut. Das Klima ist überaus gesund; an Reichthum, seiner Bildung und Gelehrsamkeit stehen die Bewohner Tschekiangs (27 Mill.) keiner andern Provinz China's nach. Auch hier ist die Küste mit zahlreichen Inseln gesäumt, worunter der aus 17—18 Eilanden bestehende Tschu-san-Archipel mit der etwa 3 Quadratmeilen großen Hauptinsel Ting-hai oder Groß-Tschusan. Hier winkt uns vor Allem das herrlich gelegene Ningpo — in mehr als Einer Beziehung dem alten Korinth vergleichbar (S. 60). Nicht ganz so steil, aber ebenso hoch wie die korinthische Akropolis, erhebt sich hinter Ningpo der weiße Berg. Schaust du von seiner Spitze herab, so breitet sich von Nordosten nach Süden hin das im Sonnenstrahl schimmernde Meer vor deinen Blicken aus. Südwestlich ruhen gleich einem Silberschild bergumkränzte Seen. Westwärts hebt sich zwischen den aus den Reisfeldern aufsteigenden Dünsten als eine unbestimmte, dunkle Masse die Stadt, deren 120' hohe Pagode, vom Nebel umflort, wie ein Grissel emporragt. Den fünfstündigen Lauf des Yangflusses von der Stadt zur Küste hin bezeichnen zahlreiche einheimische Fahrzeuge und hin und wieder auch die schneeweißen Segel eines fremden Schiffes. An der Mündung des Stromes liegt der Berg, dessen jetzt geschleifte Festungswerke mit ihrer kühnen Garnison und deren geschickten Anführern den Hafen einst so vollkommen beherrschten, als je Akrokorinth es that. Der Flußmündung gegenüber sind in einer Entfernung von etwa 3 Stunden die zackigen Küsten der Insel Tschusan sichtbar, und zu deinen Füßen dehnt

sich bis zum volkreichen Ningpo und noch 8 Stunden darüber hinaus eine mit unzähligen Dörfern besäete Ebene aus, bis ein Amphitheater von wilden Bergen im Süden und Westen den Horizont abschließt.

Obwohl 5 Stunden vom Meer entfernt, bietet Ningpo nicht nur den größten chinesischen Fahrzeugen, sondern auch europäischen

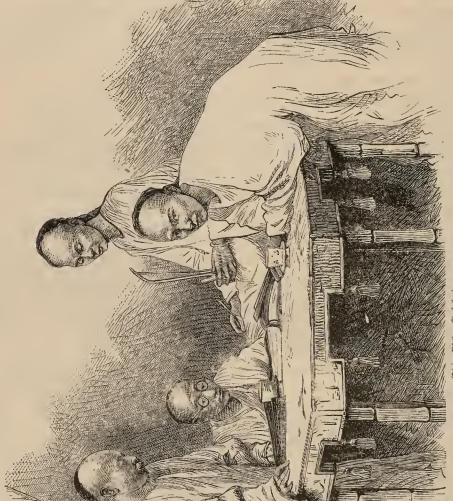
Ningpo.

Handels- und selbst Kriegsschiffen hart unter seinen Mauern sichern Ankergrund, so breit und tief ist der Yang-Strom, an dessen Vereinigung mit einem kleineren Nebenfluß es erbaut ist. Ein 20′ hoher und gegen 2 Stunden langer ummauerter Wall dient der Stadt zur Befestigung; doch wohnen wohl mehr Menschen außerhalb

als innerhalb dieser Schutzwehr. Im Ganzen mag Ningpo über 400,000 Einwohner haben — Gelehrte, Landwirthe, Handwerker und Händler — wie die Chinesen unabänderlich die verschiedenen Stände aufzuzählen pflegen. Der Landwirthe gibt es natürlich in der Stadt selbst und in den Vorstädten nicht viele; unter den übrigen Klassen sind, obwohl dem Rang nach die niedersten, die Händler fast die einflußreichsten. Von jeder Familie hat aber auch mindestens Ein Glied den gewöhnlichen Studiengang der chinesischen Gelehrten gemacht, hat, wenn es gut gieng, jung oder alt sein Examen bestanden und irgend ein öffentliches Amt bekommen (S. 62).

Aber auch eine recht düstre Seite des chinesischen Volkslebens kennen zu lernen, hat man in Ningpo reichlich Gelegenheit durch die Schaaren der in der Stadt und Nachbarschaft herumstreichenden Bettler. Sie zerfallen in drei Hauptklassen, alle elend, schmutzig und hinterlistig, aber doch mit Unterschieden, die das Mitleiden in verschiedenartiger Weise in Anspruch nehmen. Die zahlreichste, stärkste, best organisirte und über die reichsten Hilfsquellen verfügende Klasse ist diejenige, an deren Spitze als eine Art Zigeunerkönig der Kai-tau steht -- ein Mann, der seine Würde seiner Meisterschaft in Schelmenstreichen und Gelderpressungen verdankt. Seine Aufgabe ist es, den Vermögensstand und die jährlichen Einkünfte der hauptsächlichsten Kaufleute zu konstatiren; Schneider und andre Handwerker gehen dabei leer aus. In diese Hauptläden geht er und markter so lange, bis ihre Besitzer handelseins mit ihm werden. Darauf werden zwei Papiere, ein grünes und ein rothes, mit dem Namen des Kai-tau, der bewilligten Summe und den Tagen, an welchen dieselbe auszubezahlen ist, am Laden befestigt mit der Bemerkung: „Die Brüder dürfen nicht hieher kommen um zu stören oder zu belästigen.“ Dadurch ist der betreffende Laden vor jener Bande gesichert; aber wehe dem Kaufmann, der auf den Handel nicht eingeht! Auf ihn wird die ganze zerlumpte, schmutzige, unverschämte, geilende Horde losgelassen, bis er am Ende noch froh ist, durch eine Erhöhung der zuvor verweigerten Summe die Bettlerbande wieder los zu werden. Dieß ist indeß lange nicht die einzige Quelle ihres Einkommens. Der Bogen des Bettlers hat mehr als nur Einen Strang und ist immer gespannt: Geburten, Heirathen und Todesfälle sind seine besondern Erntezeiten. Gar manchmal muß bei den Leichenfeierlichkeiten zum Voraus eine ziemlich bedeutende Summe unter die Bettler vertheilt werden, damit sie das Begräbniß und das damit verbundene

Ahnenopfer ungestört mit der wünschenswerthen Feierlichkeit und Stille vor sich gehen lassen. Eine andre Einkommensquelle — freilich eine sehr unsichere, sollte man denken — bringt auch zuweilen



Chinesische Gelehrte.

schönen Gewinn. Wenn nämlich ein besonders erbitterter Gläubiger, der Saumseligkeit seines Schuldners müde, mehr darauf aus ist, demselben das Leben sauer zu machen als zu seinem Gelde zu kommen, übergibt er seine Forderung — vielleicht mit der Uebereinkunft,

die erpreßte Summe zu theilen — den Bettlern und schickt dieselben dem Aermsten Tag für Tag ins Haus. Ein weiteres Geschäft, woraus dieser Klasse von Bettlern ein kleiner Verdienst erwächst, ist auch das Begräbniß der Hingerichteten.

Die zweite Bettlerklasse gleicht der ersten in mancher Beziehung, doch steht sie in den Augen des Volks einen Grad niederer, obgleich sie selbst dem Namen „Hochblumige Leute" nach, den sie sich beilegt, sehr groß von sich zu denken scheint. Ihre Mitglieder leben in den Vorhöfen gewisser Tempel, und die meisten von ihnen gehören der Hefe der zahlreichen Flüchtlinge aus den Tagen der Taiphing-Rebellion an; so ziemlich Alle aber gelten für Diebe. Auch diese Sippschaft hat einige regelmäßige Einkünfte. In der Mitte des siebenten Monats, wenn den abgeschiedenen Geistern, die, wie man glaubt, dann ihren kurzen Urlaub benützen, um allenthalben Krankheiten zu verursachen, Opfer dargebracht werden, kommt sie und begehrt die Reste der Geistermahlzeiten. Zu gewissen Zeiten, namentlich ums Neujahr herum, kann man Bettler dieser zweiten Klasse halb nackt, mit strohernem Schnurrbart und die Stirne mit Schmutz bedeckt, von Haus zu Haus gehen sehen, um mit vertraulicher Miene als Beschützer vor bösen Geistern ihre Geld- oder Reisforderung zu stellen. Jedes Haus pflegt drei, aber nicht mehr als drei solcher Beschützer seinen Tribut zu bezahlen. Den vom Land in die Stadt kommenden Booten passen eigene Bettlerboote auf, um diese Taxe zu erheben.

Die dritte Bettlerklasse ist die, für welche durch mildthätige Beiträge gegründete und unterstützte Zufluchtsstätten bestehen. Die Mitglieder dieser Klasse tragen alle irgend ein Gebrechen an sich herum. Es sind Blinde, Lahme, Verstümmelte oder mit Schwären Bedeckte; mitunter leiden sie aber auch an selbstgemachten Uebeln. Gar manchmal blendet sich ein Bettler, wenn es ihm nicht glücken will, mit gesunden Augen seinen Lebensunterhalt zu finden; ja, noch viel unbegreiflichere Selbstverstümmelungen kommen vor. Auch Kinder werden von ihren Eltern zuweilen durch Kalk oder Nadelstiche des Gesichts beraubt.

Ein großer Theil der Bettlerzunft steht unter den eignen Kameraden sogar in schlimmem Ruf. Das sind früher schon *bestrafte Diebe*, die das Zeichen ihres Vergehens noch immer mit sich herumtragen — ob als Strafe, oder als Zeichen der Reue, oder um Mitleid zu erregen ist schwer zu ergründen. Man heißt sie *Mandarinen*-bettler. Einige haben einen schmalen Holzkragen, denjenigen ähnlich,

die verurtheilte Diebe auf der Straße tragen; Andre schleppen von Morgens bis Abends einen schweren Stein auf den Schultern herum, ein Zeichen schwerer Verschuldung. Noch andern ist ein massiver eiserner Speer an Fuß und Oberarm geschlossen; diese Letzteren sind der Mehrzahl nach aus andern Provinzen verbannte Leute. Wieder Andre, leichteren Muths und weniger mit Fesseln belastet, schwingen mit echter Gaunergeschicklichkeit gefüllte Wasserbecken im Kreis herum, oder geben als Luftkämpfer alle Griffe der edlen Fechtkunst zum Besten. Auch bettelnden Buddhisten- und Tauistenpriestern begegnet man häufig; doch sind das nicht von irgend einem Kloster ausgesandte Bettelmönche, sondern Leute, die sich entweder nur für Priester ausgeben, oder aber die Auswürflinge irgend eines Tempels. — Eine letzte, von den seither aufgezählten etwas verschiedene Bettlerklasse besteht aus herumziehenden Sängern, die weit größere Gaben erwarten, als sie andern Bettlern zufallen. Zuweilen werden diese Sänger von den Mandarinen auch als eine Art geheime Polizei benützt, da sie durch ihre Einkehr in Läden, Theebuden und Wirthsstuben, wenn sie die Augen offen halten, sehr leicht auf die Spur flüchtiger Missethäter leiten können.

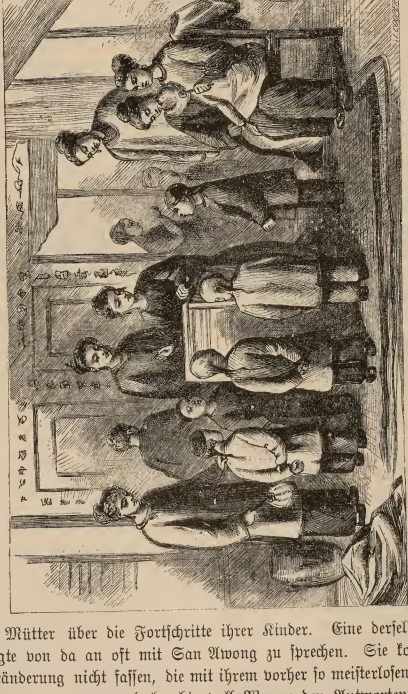
Im J. 1843 war's, daß die evangelische Mission in Ningpo durch amerikanische Baptisten und Presbyterianer eröffnet wurde. Ihnen folgte bald die edle Miß Aldersey, eine Engländerin, die, nachdem sie fünf Jahre in Java gearbeitet hatte, nun hier eine Mädchenschule gründete und 16 Jahre lang größtentheils auf eigne Kosten unterhielt. „Wie kam die seltsam böse, fremde Frau hieher?" fragten sich zuerst die Leute; „gewiß will sie unsre Kinder stehlen." Allmählich aber kam man zu der Ansicht, die Dame sei „seltsam vortrefflich" und übergab etliche Kinder ihrer Pflege. Oft tauchte jedoch plötzlich das alte Mißtrauen wieder auf. Dann rannten die Eltern von Schrecken ergriffen in Frl. Alderseys Wohnung und holten ihre Kleinen in ihre heidnische Heimat zurück. Es brauchte jahrelange, geduldige, angestrengte Arbeit, die Herzen zu gewinnen. Endlich jedoch brachte sie eine Erziehungsanstalt von 50 chinesischen Mädchen zusammen, aus deren Zahl in der Folge manche selbst Missionarinnen unter ihren Landsleuten wurden.

Ein brennendes und scheinendes Licht in finstrer Umgebung wurde namentlich die edle San Awong. Von Natur schon liebenswürdig und auftellig, trat sie als 9jähriges Kind in die Anstalt ein. Gleich von den ersten Tagen an hörte sie gern von göttlichen Dingen. Sie

liebte ihre Bibel und setzte durch ihr schnelles Verständniß der Heilswahrheiten ihre Lehrer oft in Erstaunen. Und es blieb nicht bei der bloßen Erkenntniß; die Liebe Jesu gewann ihr das Herz ab, daß sie ihn von ganzer Seele wieder liebte und dieß durch ihren Wandel bezeugte. Nach zwei schnell entschwundenen Jahren mußte sie die Anstalt verlassen, um nach chinesischer Sitte mit dem ihr von Kind auf bestimmten Manne verheiratet zu werden. Ihr Verlobter war ein Heide, also lag voraussichtlich ein trauriges Leben vor ihr. Mit Schmerz schied sie von der geliebten Lehrerin, die sie mit den Worten tröstete: „San Awong, du wirst nicht allein sein, dein Heiland bleibt bei dir.“ Die Verfolgungen, welche die arme junge Frau von der heidnischen Familie ihres Mannes zu erdulden hatte, wurden aber so heftig, daß Frl. Aldersey auf Hilfe für San Awong dachte. Sie nahm deren Mann zum Anstaltskoch und so durfte die junge Frau mit seiner Erlaubniß in den nächsten vier Jahren wieder in ihrer geliebten Schule sein.

Eine neue Trübsal brach über San Awong im J. 1851 mit dem Tod ihres Mannes herein. Der Verstorbene hatte eine kleine Schuld hinterlassen, und um diese zu bezahlen sollte San Awong verkauft werden. Abermals war Frl. Aldersey die Freundin in der Noth. Sie bezahlte die Schuld und nahm dann San Awong zum dritten Mal unter ihr Dach auf. Jetzt erst begann deren eigentliche Missionsthätigkeit; sie wurde nicht nur in der Schule, sondern auch in den Freistunden Frl. Alderseys treue Gehilfin. Keines der Anstaltskinder blieb unberührt von dem gesegneten Einfluß der sanften, treuen Lehrerin; aber auch außerhalb des Hauses benützte San Awong jede Gelegenheit, ihren chinesischen Schwestern von der Liebe des großen Sünderfreundes zu erzählen. So verstrichen sechs glückliche Jahre, da zog sich Frl. Aldersey von der Leitung der Anstalt zurück und übergab diese der Pflege der amerikanischen Missionare. Diese behielten natürlich eine so erprobte Lehrerin wie San Awong gern bei und sie selbst fügte sich willig in die ihr schmerzliche Trennung; doch schlug ihr unerwartet schnell die Stunde der Wiedervereinigung mit ihrer mütterlichen Freundin. Sie war ja deren mit Geld erkauftes Eigenthum, hätte aber, wenn sie ohne ihre Beschützerin blieb, wo sie war, im Fall von deren Tod von ihren Verwandten wieder beansprucht, ja vielleicht sogar zur Wiederverheiratung mit einem Heiden gezwungen werden können. Deßhalb beschlossen ihre christlichen Freunde, sie lieber wieder unter Frl. Alderseys

Dach zu bringen. Dort übernahm sie die Leitung einer Kleinkinderschule, welche jene für die Kinder bekehrter Chinesen gegründet hatte. Manche der Kleinen waren recht schwer zu behandeln, aber San Awong hatte sie mit ihrer sanften, festen Art bald in Ordnung gebracht. Groß war bei der ersten Prüfung (s. Abb.) das Erstaunen



Prüfung einer chinesischen Kleinkinderschule.

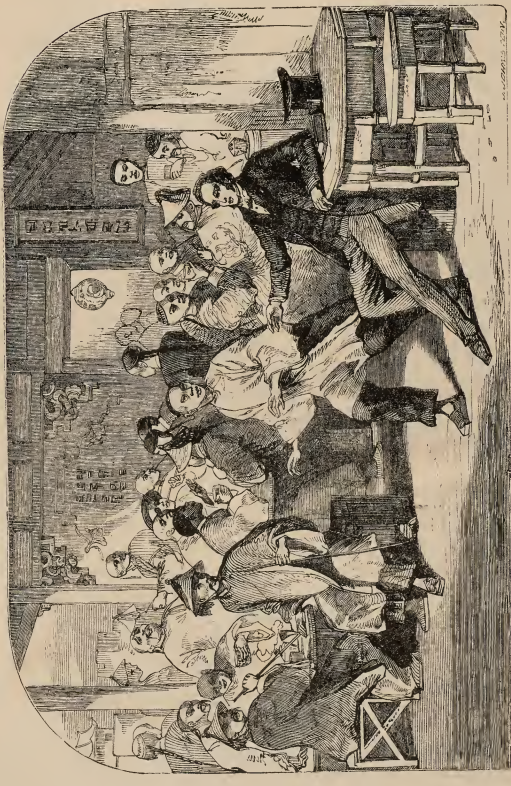
der Mütter über die Fortschritte ihrer Kinder. Eine derselben verlangte von da an oft mit San Awong zu sprechen. Sie konnte die Veränderung nicht fassen, die mit ihrem vorher so meisterlosen Knaben vorgegangen war, und horchte voll Wonne den Antworten, die er und seine kleinen Kameraden auf die Fragen über die heilige Geschichte

gaben, welche San Awong, irgend ein biblisches Bild in der Hand, an sie richtete, oder den lieblichen Liedern, die sie ihrer Lehrerin nachsangen. Eine neue, ungemein glückliche Ehe mit einem Nationalgehilfen, in welche San Awong 1858 trat, war nur von kurzer Dauer. Frisch und froh begleitete die unermüdliche Arbeiterin ihren Mann auf seinen Predigtreisen und lehrte in einem Zimmer die Frauen, während er in einem andern die Männer um sich versammelte. Auf einer dieser Reisen aber zog sie sich eine Erkältung zu, die nach längerem Leiden und mancherlei Quälereien von Seiten heidnischer Verwandten ihr Ende herbeiführte. Voll seliger Hoffnung des ewigen Lebens sah die Dulderin ihrem Heimgang entgegen, und bis der Athem stille stand, bewegten sich betend ihre Lippen.

Seit 1848 arbeiten in Ningpo neben den Amerikanern auch Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft, Knaben- und Mädchenschulen und Verbreitung von Traktaten sind neben direkter Verkündigung des Evangeliums die Hauptmittel, durch welche sie die Herzen des Volks zu erreichen suchen; auch Besuche in Theehäusern boten Anfangs mancherlei Anknüpfungspunkte zu Gesprächen über religiöse Gegenstände dar (S. 68).

Im J. 1851 durften die englischen Missionare ihre beiden Erstlinge taufen; 1856 konnten sie ihre erste Zweigstation 13 Stunden nördlich von Ningpo eröffnen, welcher andre folgten in dem Maße, in dem weitere europäische Arbeiter nachrückten; an Ostern 1863 wurde ihr erster eingeborner Prediger vom anglikanischen Bischof von Viktoria ordinirt. Es ist dieß der wackre Dza-Tsang-lai (S. 69), kein hochstudirter Mann, aber ein vom Herrn reichlich gesegneter Prediger, der die Liebe Christi erfahren und zuerst den Seinigen angepriesen hat, bis alle Glieder seiner Familie sich ihm anschlossen, und der dann auch der kleinen Gemeinde von Eingebornen und allen fremden Missionaren sich durch seinen guten Wandel empfahl wie nicht leicht ein Anderer.

Eine kurze Unterbrechung der eigentlichen Missionsarbeit in Ningpo brachten die Schreckenstage, in welchen im Dezember 1860 die gefürchteten Rebellen, die unter Strömen von Blut ein neues Friedensreich aufzurichten gedachten, ihre Banner unter den Mauern der Stadt aufpflanzten. Neun Zehntel von deren Bewohnern waren in wilder Bestürzung geflohen; die englischen Missionare aber waren geblieben, da sie keinen sichern Bergungsort für ihre Christen kannten, und empfahlen sich mit ihnen dem Schutz



In einer Theebude in Ningpo.

ihres himmlischen Vaters. Wohl hofften sie dabei auch auf die Wirkung der britischen Flagge auf den in der Nähe vor Anker liegenden Kriegsschiffen; dieses Vertrauen hielt aber freilich nicht Stich, als die siegestrunkenen Horden nun wirklich plündernd in die

Dja Tjang lai.

Stadt eindrangen und auch in den Wohnungen der Missionare auf Beute und auf Gefangene ausgiengen. In drei Häuser vertheilt, hatten vier Sendboten der kirchlichen Gesellschaft und ein alter bap-

tistischer Freimissionar ihre Bekehrten um sich gesammelt. Auch Heiden aus ihrer Bekanntschaft, namentlich Frauen und Kinder hatten sich zu ihnen geflüchtet. Diese Hilflosen, die Kinder besonders, zogen manch gieriges Auge auf sich, denn künftige Krieger für Hung-siu-tsien zu erziehen, war ein Hauptgeschäft der Rebellen. Stundenlang unter ihrem Andrängen auszuhalten, wenn ein wilder Haufe den andern ablöste, war eine heiße Glaubensprobe. Aber ihr Gott ließ sie nicht zu Schanden werden. Noch vor Einbruch der Nacht hörten die Anführer der Rebellen von der Bedrängniß der Missionare und sandten ihnen Sicherheitswachen, denn an die Fremden wagten sie sich doch nicht wegen der Nähe englischer Kriegsschiffe.

Nicht lange stand es jedoch an, ehe einer der Missionare einen Hilferuf aus einem der Nachbarhäuser vernahm. Er eilte auf den Platz, packte den wüthenden Rebellensoldaten, der das Zetergeschrei hervorgerufen hatte, beim Zopf, wickelte diesen um seine Hand, so daß er nicht entwischen konnte, und führte seinen Gefangenen eine halbe Stunde weit unangefochten durch die Straßen Ningpos zum Kommandanten (S. 71). Diesem warf sich der Verbrecher sogleich zu Füßen und bat flehentlich um Gnade. Aber noch ehe der Missionar Fürsprache einlegen konnte, war der arme Heide schon enthauptet. Das gieng dem Missionar sehr zu Herzen, denn so hatte ers natürlich nicht gemeint. Nicht lange hernach mußte er nochmals einem armen Weibe zu Hilfe springen. Er packte wiederum einen der Schurken am Zopf und führte ihn durch die Straßen, aber dießmal nicht zum Oberbefehlshaber, sondern zu einem Unterhauptmann, der keine Macht zum Kopfabschneiden hatte und den Schlingel mit einer guten Tracht Schläge entließ.

In wirklich erschreckendem Maße mehrte sich nun aber die Zahl der Geängsteten, die ihre Zuflucht zu den Missionaren nahmen. Tag und Nacht langten immer neue Hilfesuchende an, die sich entweder versteckt gehalten hatten oder den Händen der Taiphings wieder entronnen waren, und Tag für Tag gelang es ihren Beschützern, ein Häuflein ums andre zur Stadt hinaus zu geleiten, entweder auf den Weg nach den Bergen oder ans Nordufer des Flusses zu den Niederlassungen der Fremden, um sie dem gezwungenen Militärdienst unter dem neuen despotischen Gebieter zu entziehen. Ganz Ningpo wurde jetzt in ein großes Heerlager verwandelt. Tausende von Soldaten arbeiteten mit den Gefangenen zusammen, um in möglichster Eile die Stadt zu befestigen, so gut die Taiphings es verstanden. Außer den

Gefangenen, etlichen verkommenen Weibern und ein paar alten Leutlein, die sich nicht von den Trümmern ihrer Häuser loszureißen vermochten, blieb Niemand mehr bei den Siegern zurück. Die Missionare sahen, daß wenn sie sich nicht geradezu an die Rebellen anschließen wollten, ihr Werk in Ningpo nun zu Ende war, und so begaben sie sich nach zehn angstvollen Arbeitstagen ans Nordufer des Flusses hinüber, wo sie bei den amerikanischen Brüdern freundliche Aufnahme fanden.

Auch jene Tage der Angst blieben indeß nicht ohne Frucht. Als Ningpo wieder von den Rebellen geräumt war, erhielten die Missionsgemeinden ziemlichen Zuwachs nicht bloß aus der Zahl der

Der Missionar und der Rebellensoldat.

Flüchtlinge, sondern auch aus dem Rebellenheer selbst. Denn manche Jünglinge waren in dasselbe gepreßt worden, die froh waren, irgendwie zu entrinnen und in ein besseres Friedensreich überzugehen als das, welches der neue himmlische Kaiser in Nanking aufzurichten vorgab. Auch das kam vor, daß den Missionaren auf ihren Wanderungen von irgend einer unnatürlichen Mutter ihr sich ängstlich an sie anklammerndes Kind zum Kauf angeboten wurde (S. 72). Diese wollten nicht als Menschenhändler auftreten und wiesen solche Zumuthung ab; nachgeschaut aber haben sie Mutter und Kind und geseufzt, daß doch bald ein schönerer Morgen über China anbrechen möge.

Die Vertreibung der verhaßten Taiphings (durch Mithilfe britischer Offiziere) und die Biederkeit und Uneigennützigkeit mancher Ausländer hat in Ningpo die im Allgemeinen gegen die Fremden herrschende Erbitterung gemildert und deren Ehre gewissermaßen gerettet, was natürlich auch der Mission zu gut kommt. So dünn besetzt dieselbe auch blieb, ist sie doch gewachsen und hat, obgleich die Mittelpfosten alle wankten, ihre Seile weiter und weiter gespannt. In einem zwanzigstündigen Umkreis um Ningpo her hat die kirchliche Mission zwölf unter der Pflege eingeborner Gehilfen stehende Außenstationen; die Gesammtzahl der Getauften beläuft sich auf 500, die der Abendmahlsgäste auf 225 Seelen. Doppelt so viele (517) stehen in der Pflege der Presbyterianer, 190 unter den Freimethodisten.

Eine chinesische Mutter will ihr Kind verkaufen.

Von Ningpo aus haben die Sendboten der amerikanisch-presbyterianischen und der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft 1864 ihre Arbeit auch nach Hang-tschen, der über eine Million Einwohner zählenden Hauptstadt der Provinz ausgedehnt. Sie liegt 50 Stunden nordwestlich von Ningpo zwischen der tief ins Land einschneidenden gleichnamigen Bai und dem bergumkränzten Sihu-See, dessen natürliche und künstliche Schönheiten zu dem Ueberraschendsten in China gehören. Seine in die malerischen Schluchten hineinreichenden Arme laden zu genußreichen Bootfahrten ein, auf denen das Auge sich an dem glänzend hellen Laub des Kampherbaumes, den purpur-

farbenen Blättern des Talgbaumes und dem schwärzlichen Grün der Lebensbäume ergötzt, in deren Schmuck die sich zu beiden Seiten erschließenden Thäler prangen. Hang-tscheu gilt darum mit Recht für eine der angenehmsten Städte des weiten Reichs. Manche seiner Magazine sind von blendender Pracht, obgleich die Rebellen die halbe Stadt 1859 zerstört hatten, doch ist sie vorzugsweise ein Sitz der Gelehrsamkeit. Daher findet das Wort hier weniger Eingang als auf dem Lande. Mehrere Moscheen verkünden, daß hier auch der Islam einen Stützpunkt hat. Den Presbyterianern und englisch-kirchlichen Missionaren sind hieher und nach Schaohing nun auch die Boten einer neuen Gesellschaft gefolgt, die seit anderthalb Jahrzehnten mit großer Energie und seltener Hingebung in die Arbeit in China mit eingetreten ist unter dem Namen der China-Inland-Mission.

Ihr Ursprung führt uns nach Ningpo zurück. Dort hatte seit sieben Jahren in großem Segen der baptistische Freimissionar Taylor gewirkt, als er 1861 gesundheitshalber nach England zurückkehren mußte. Der erste Chinese, der durch ihn zur Erkenntniß Christi kam, hatte mit bewegter Stimme gesagt: „Ich habe lange die Wahrheit gesucht, und mein Vater hat sie vor mir gesucht, aber umsonst. Ich habe weder bei Confuzius noch im Buddhismus Ruhe gefunden, nur was ich heute Abend gehört habe, hat mein Herz gestillt. Von dieser Stunde an glaube ich an Jesum Christum.“ Etliche Tage darauf war derselbe Mann wieder zu Taylor gekommen und hatte ihn gefragt, wie lange es denn nun sei, daß man in England von dieser frohen Botschaft wisse, und dann schmerzlich erstaunt ausgerufen: „Also Jahrhunderte lang habt ihr sie schon und bringt sie uns erst heute? Ach, warum seid ihr nicht früher gekommen! Zwanzig Jahre lang hat mein Vater die Wahrheit gesucht, und er ist gestorben, ohne sie gefunden zu haben!“ Das war Taylor und seiner Gattin tief zu Herzen gegangen, und beide traten die Heimreise mit dem inbrünstigen Gebet an, Gott möge ihre Rückkehr doch dazu segnen, daß nun um so mehr neue Boten des Evangeliums nach China hinausziehen möchten, wo noch immer 11 Provinzen keinen einzigen evangelischen Missionar in ihrer Mitte hatten. Kaum waren Taylors in England angelangt, so vereinigte sich dort eine Anzahl Freunde mit ihnen zu derselben Bitte.

Betend überlegte man dann aber auch ernstlich, auf welche Art dem dringenden Bedürfniß wohl am ehesten abzuhelfen wäre, ohne in irgend einer Weise denjenigen Gesellschaften Boden zu entziehen,

die bereits ihre Boten in China hatten. Es waren unter diesen Gesellschaften ja bereits solche, die vergeblich nach mehr Arbeitern suchten; woher sollten also neue Missionare kommen? Es gab andere Gesellschaften, denen es an den nöthigen Geldmitteln fehlte; wie konnte man also neue Sammlungen veranstalten, ohne Gaben von den gewohnten Kanälen abzulenken, die reichlicher Zuflüsse doch so bedürftig waren? Und gesetzt sogar, es fänden sich die nöthigen Mittel und Männer: war es überhaupt ein ausführbarer Plan, Missionare in die entlegenen Westprovinzen zu senden? Das Recht, dort zu reisen, stand ja zwar vertragsmäßig jedem Fremden frei, aber nicht das der festen Niederlassung. Durften sie also dort wohl den nöthigen Schutz erwarten und war es eine Möglichkeit, ihnen die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt nachzusenden? Nach reiflichem Nachdenken und gründlicher Besprechung mit erfahrenen Freunden kam man aber doch zu der Ueberzeugung, daß alle diese Schwierigkeiten nicht unübersteiglich seien und beschloß also, Hand ans Werk zu legen, indem man keinerlei Sammlungen veranstaltend, sondern alle Bedürfnisse nur dem Herrn selbst vortragend, ganzherzige Leute aus den verschiedenen Abtheilungen der evangelischen Kirche Englands zum Evangelistendienst in China einlud. Gemeinsamer Arbeitsplan und gemeinsames Arbeitsziel sollte es sein, in Kleidung und Nahrung sich ganz der chinesischen Sitte anzubequemen und möglichst schnell aus den schon von andern evangelischen Missionaren besetzten Küstenprovinzen landeinwärts vorzudringen, so daß auch jede der Binnenprovinzen wenigstens zwei Missionare mit ebensoviel oder mehr eingebornen Evangelisten erhalte. Dabei sollte es Jedem, den die Liebe Christi trieb, sich diesem Werke anzuschließen, überlassen bleiben, bei den Gemeinden, die er etwa sammeln dürfte, diejenige Kirchenform einzuführen, die ihm selbst die schriftmäßigste schien. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Arbeitsfeldes und dem Geist evangelischer Freiheit und Liebe, der die Grundlage dieser Mission bilden sollte, fürchtete man nicht, durch diese Einräumung eine der Sache nachtheilige Zersplitterung herbeizuführen, sondern hoffte vielmehr, die Manchfaltigkeit der auf diese Weise zur ungehemmten Entwicklung kommenden Gaben und Kräfte werde um so mehr in der Hauptsache einige Brüder herbeilocken. Ueber Bitten und Erwarten schnell und zahlreich fanden sich wirklich auch Arbeiter und Arbeiterinnen ein, die nach ernster Prüfung und einer kurzen Vorbereitungszeit nach China gesandt werden konnten. Als der Erste von Allen brach

schon im Jan. 1862 der ebenso eifrige als begabte Miss. Meadows auf; vier weitere Brüder und zwei Schwestern folgten 1865, und als das Jahr darauf endlich Taylor mit seiner Familie selbst wieder in sein geliebtes China zurückkehren konnte, da durfte er es in Gesellschaft von nicht weniger als vierzehn Gehilfen und Gehilfinnen thun, die entschlossen waren, in kindlichem Glauben ihrem Herrn zu dienen; weitere sechsunddreißig rückten im Lauf der nächsten zehn Jahre nach; mehrere andere sind seither gefolgt. Und das Vertrauen, in dem sie auszogen, ist nicht beschämt worden. Wohl gab es mitunter Wartenszeiten und heiße Glaubensproben, aber nie kam es vor, daß eine offene Thüre aus Mangel an den nöthigen Mitteln unbenützt gelassen werden mußte; nie hat einem der europäischen Missionare und eingebornen Arbeiter sein täglich Brot gefehlt, und Zeiten leiblicher Trübsal sind immer Zeiten besondrer geistlicher Segnungen geworden.

Diese ganze Arbeiterschaar legte gleich zur Reise landeinwärts nicht nur chinesische Kleidung an, sondern ließ auch Teller, Messer und Gabeln bei Seite und suchte dafür mit den chinesischen Eßstäbchen zurecht zu kommen. Anfangs schien dieß eine schwere Kunst, doch war sie bald erworben. Langsamer gieng es natürlich mit der Erlernung der Sprache, auf die sich Alle mit Eifer warfen, indem sie so früh wie möglich von dem zu stammeln suchten, was ihnen das Wichtigste war. Zuerst zerstreuten sie sich über die Provinzen Tschekiang und Kiangsu, wo auf etwa 40 Stationen 12 Missionare ungefähr die dreifache Zahl eingeborner Evangelisten beaufsichtigten; dann gelang es, in der bisher noch unbesetzten Provinz Nganhoei 8 Stationen zu eröffnen und von da aus in der volkreichen Central-Provinz Hupe Fuß zu fassen. Im Ganzen waren bis zum Jahr 1876 auf 52 Stationen und Außenstationen 28 Gemeinlein gesammelt. Seither sind auch die drei weiteren Binnenprovinzen Schansi, Szetschuan und Kueitscheu besetzt und alle andern von Reisepredigern durchstreift worden, während an der Grenze China's auf barmanischem Gebiet in Bhamo stationirte Brüder Schriften in Menge in die Südprovinzen senden, um der mündlichen Predigt den Weg zu bereiten. Miss. Mac Carthy ist es gelungen, in Begleitung eines eingebornen Christen das Land in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West zu durchreisen, indem er glücklich den Weg von Schanghai nach Bhamo zurücklegte. Die Freundlichkeit, die er hiebei durchweg erfahren durfte, ist ein neuer Beweis, daß nicht die großen Hafenstädte

und nicht die unmittelbar von Mandarinen und Literaten beeinflußte Stadtbevölkerung überhaupt, sondern das einfältige, gutmüthige,

Chinesisches Dorf.

empfänglichere Landvolk (s. Abb.) der wahre Boden für die evangelische Missionsthätigkeit ist. Einen Gang durch die Straßen der oder jener Stadt zu machen, ist für einen etwas empfindlichen Weißen geradezu

eine Qual, denn er kann keinen Augenblick stehen bleiben, etwa um sich in einem Kaufladen umzusehen, ohne daß ein Haufe dreckiger Tagdiebe sich augenblicklich um ihn versammelt, ganz abgesehen von dem jungen Volk, dessen Geschrei ihn auf Schritt und Tritt begleitet. Eine ländliche Wanderung dagegen ist in jeder Beziehung ein Vergnügen. Selten redet man einen Bauersmann an, ohne eine freimüthige und höfliche Antwort zu erhalten. Man bleibe vor einem Tempel am Wege stehen, so wird man herzlich eingeladen, einzutreten, und von den Priestern mit Artigkeiten überschüttet. Kommt man an einer Dorfschule vorbei, so ist man sicher, von dem alten, brillentragenden Schulmeister freundlich und höflich begrüßt zu werden, und wenn man auch nur ein klein wenig von seinen geliebten chinesischen Klassikern versteht, kann man bald in die lebhafteste Unterhaltung mit ihm kommen. Selbst von armen Dorfbewohnern, mit denen man sich in ein freundliches Gespräch eingelassen hat, wird man beständig eingeladen, sich zu setzen und eine Tasse Thee anzunehmen. Sogar alte Weiber thauen zuweilen auf und gehen so weit, dem Fremdling, der ihnen höflich begegnet ist, als Zeichen ihres Wohlwollens einen Blumenstrauß oder einen Zweig darzubieten.

Kaum weniger denkwürdig als Mac Carthys Wanderung ist wohl Miss. Camerons Reise durch Szetschuan ins östliche Tibet. Aber all das zeigt nur, wie ungeheuer groß und wie hoffnungsvoll die noch nicht in Angriff genommenen Gebiete innerhalb China's selber sind und lenkt zugleich auch die Blicke schon hinüber über dessen westliche Grenzberge in die weiten Länderstrecken der Mongolei und in Tibets Alpenthäler, die gleichfalls noch des Evangeliums harren. Die Früchte, die sich bis jetzt von der weiten Aussaat der China-Inland-Mission übersehen lassen, bestehen freilich erst in etwa 600 Bekehrten, wovon 136 auf die Hauptorte Ningpo und Schaohing kommen.

5. Schanghai und Hanken.

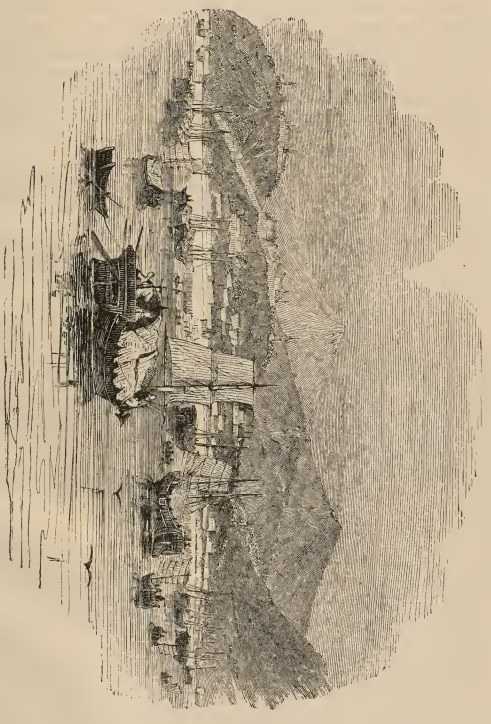
Nördlich von Tschekiang bilden die beiden Provinzen Kiangsu und Nganhoei zusammen das Gouvernement Kiangnan — ein von zahllosen großen und kleinen Seen unterbrochenes Flachland von der halben Größe Spaniens. Tausende von Kanälen durchschneiden in diesem ergiebigsten und bevölkertsten Theil des ganzen Reichs die

weite, vom majestätischen Jangtsekiang durchströmte Ebene und geben Zeugniß vom Fleiß der Bewohner. Teiche und Dämme haben hier, wie in Holland, selbst dem Meere noch fruchtbares Land abgerungen, aber trotz der ungeheuren Thätigkeit und der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bedarf die zahllose Bevölkerung noch gewaltiger Mengen von Reis und Holz, welche den Kiang herabkommen. Dieser fast meerestiefe Strom wimmelt stets von Tausenden von Barken; die größten Schiffe können wohl 80 Stunden weit auf ihm vordringen; für Boote ist er auf 760 Stunden schiffbar. Hafenstadt der Provinz ist Schanghai (S. 79), das nun alle andern Handelsstädte des Reichs weit überflügelt und ein Viertel alles Schiffsverkehrs mit der Außenwelt an sich gezogen hat, obschon das Klima ungesund und die Einfahrt in den Hafen schwierig und gefährlich ist. Oestlich von der Stadt stehen, von reizenden Gärten umgeben, die palastähnlichen Häuser der europäischen und amerikanischen Kaufleute mit ihren endlosen Fenstern, Thüren und Verandas, und dabei ankern an 1000 Dschunken, welche den ungeheuren Binnenhandel bewerkstelligen, wohl den bedeutendsten aller chinesischen Städte. Größer noch als der Handel mit Seide und Stickereien, Baumwollzeugen und Porcellan, Pelzwerk und Kleidungsstücken, Bambusgeräthen, Gemälden, Bronzen und Alterthümern ist der mit Nahrungsmitteln; oft wird die Kommunikation förmlich gehemmt durch die Menge von Fischen, Schweinefleisch, Früchten und Gemüsen.

Schanghai ist zwar nicht nur Handelsstadt, sondern wie Hangtschen auch ein Sitz der Gelehrsamkeit, doch nehmen Mammonsdienst und Nahrungssorgen bei seiner wohl eine Million zählenden Bevölkerung eine sehr hervorragende Stelle ein. Sieh jenes Elternpaar dort mit seinen drei Kleinen! (S. 80.) Du frägst, wohin sie gehen, und die Antwort lautet: „Ins Yuh-ying-tang." Das ist ein mitten in der Stadt gelegenes Haus, von chinesischen Menschenfreunden gegründet, um dem nur allzu häufigen Kindermord zu steuern. An seinem Eingang befindet sich eine gut mit Baumwolle ausgelegte Schublade, die man herausziehen kann, um die Kleinen hineinzulegen, mit deren Pflege die Eltern sich nicht plagen wollen. Ein Glöcklein, das erklingt, wenn die Schublade wieder zugemacht wird, benachrichtigt den Wächter, der die neuen Ankömmlinge dem Dirigenten der Anstalt zu überbringen hat.

Nehmen aber der Staat und wohlthätige Anstalten sich am Ende noch verlassener Kindlein an, so öffnet sich dagegen einem Schwer-

kranken keine Thüre eines chinesischen Hauses. Er könnte ja darin sterben und irgend ein Uebelgesinnter den, der sich des Hilflosen erbarmte, für dessen Tod verantwortlich machen! Und dann kommt



Schanghai.

auch die große Frage, wer die Begräbnißkosten zahlen wird. Dort kniet ein Knabe in den engen Gassen der Hafenstadt und weint über dem Leichnam seines Vaters (S. 81). Hunderte drängen sich auf

und ab, aber keiner bekümmert sich um den Todten und den trauernden Jungen; sie haben viel zu wichtige Geschäfte, um an einer solchen Kleinigkeit sich aufhalten zu können. Doch ein Europäer geht gerade vorbei, ein Freund der Missionare und darum auch der Heiden. Er fragt den Knaben aus und findet bald, daß es Flüchtlinge aus einer fernen Provinz sind. Die Rebellen haben ihre Stadt verbrannt, darum sind sie an die Küste gewandert. Cholera hat den Vater befallen, er hat sich weiter geschleppt, bis er nicht mehr konnte, und nun liegt er todt vor einer Hausthüre; ein gut gekleideter Mann, der bessere Tage gesehen haben muß. Der Knabe bleibt bei dem Leichnam, was

Auf dem Wege zum Yuh-ying-tang.

man ihm auch sagen mag, bis der neue Freund einen Sarg gekauft hat und ihn forttragen läßt. Wohin anders als ins Missionsgehöfte? Dort wird dem Entschlafenen die letzte Ehre erwiesen, und der Knabe tritt ins Waisenhaus ein. Das Volk lobt diese Anstalt als etwas sehr Gutes und glaubt, die Missionare wollen sich damit den Himmel verdienen. Sehen die Leute dann aber dem Treiben der Lehrer länger zu und merken, in wie uneigennützigem Sinn sie solches Erbarmen üben, so erweist Liebe sich auch in China als die stärkste Angel, womit man Menschenherzen fängt.

Uebrigens arbeitet die Mission in dieser größten aller chinesischen Handelsstädte sehr in der Stille, und ihrer Gönner unter Kaufleuten

und Seefahrern sind nur wenige. Bis vor Kurzem mag es manche Europäer gegeben haben, die seit Jahren in Schanghai wohnten, ohne auch nur zu wissen, daß eine Mission da besteht, und vielen andern ist sie ein Aergerniß. Die jungen Chinesen, welche Christen werden wollen, haben hier schwere Anfechtungen zu bestehen. Sehr oft heißt

In den Straßen von Schanghai.

es auf einem Comptoir oder in einer Handlungsgesellschaft, sobald man vernimmt, daß einer zu den Missionaren geht, oder gar ihn christliche Bücher brauchen und abgeben sieht: „Sie mögen es ja halten wie Sie wollen, mögen sich irgend einer Religion oder Gesellschaft anschließen; nur wenn Sie Christ werden wollen, hört

unsre Verbindung sofort auf." Auch unter der chinesischen Gelehrten-Aristokratie war bis vor Kurzem die Stimmung ungemein bitter. Zeuge davon war ein vor etlichen Jahren im Fremdenquartier angeschlagenes Plakat, worin u. A. zu lesen war: „Wie lächerlich ist es doch von den Barbaren, nach Schanghai zu kommen und zu meinen, sie können durch Predigen die Herzen gewinnen. Dazu ist es unsres Erachtens leider zu spät. Vor 20 Jahren hätten sie mehr Aussicht auf Erfolg gehabt. Aber zuerst hat das Grundübel des Opiums die Leute ruinirt, dann sind Soldaten gekommen und haben ohne Ursache Jammer über diese Stadt gebracht und zehntausend unsres Volks erschlagen." Voll Hohn fuhr jenes Plakat hierauf fort: „Jetzt setzen sie Traktate in Umlauf, aber ihre Lehre ist nicht gut. Das chinesische Volk haßt sie von Herzen, ja verabscheut sie bis ins Mark. Man sollte sich schnell zusammenthun, diese Affen zu vernichten. Ihr seid selbst voll Sünde und wollt Andre besser machen. Wollt ihr über Sünde reden, so sprecht von euren eigenen Missethaten. Würde jeder von euch entzwei geschnitten, so wäre die Strafe noch zu leicht. Heuchlerisch eine fremde Lehre verkündend kommt ihr, als Teufel alles zu unterst zu oberst zu kehren. Das Volk ins Herz hinein verderben und euch selbst als tugendhaft preisen, scheint euch eine verdienstliche That" u. s. w.

So ists also ein sehr harter Boden, den die Mission hier findet. Die Londoner Gesellschaft war unter allen jetzt in Schanghai vertretenen Missionen die erste auf dem Plan, indem ihr Missionsarzt, Dr. Lockhart, schon 1843 ein Hospital eröffnete, wohin in wenigen Monaten Tausende von Kranken kamen, die alle Gottes Wort hörten und Schriften erhielten. Hier vollendete 1835 auch Dr. Medhurst die beste der bisherigen chinesischen Bibelübersetzungen. Die bis jetzt aus dieser Aussaat erwachsene Ernte ist freilich sehr klein, und ungemein anspruchslos nimmt sich das Kirchlein der nicht ganz 100 Kommunikanten zählenden eingebornen Gemeinde aus. Trittst du aber zur Stunde des Gottesdienstes in dasselbe ein, so erhältst du doch einen recht lieblichen Eindruck. Du trifft es gefüllt mit alten und jungen Christen, die sich mit unverkennbarer Sammlung des Gemüths zum Gebet vereinigen; ein chinesisches Mädchen spielt die Orgel und der chinesische Pastor hält die Predigt, da der europäische Missionar seine Zeit mehr der Heidenpredigt widmet und fünf Außenstationen mit kleinen Gemeinden fleißig zu besuchen hat. — Nur zwei Jahre nach der Londoner Gesellschaft begann auch die englisch-kirchliche

Mission ihre Arbeit in Schanghai, allein es gelang ihr in 35 Jahren nicht, ihre chinesische Gemeinde auf mehr als 48 Mitglieder zu bringen. Amerikanische Presbyterianer haben hier eine überaus rührige Presse; die amerikanische Episcopalkirche entwickelt eine ausgedehnte Thätigkeit in Kost- und Tagschulen, daneben wird an verschiedenen Stellen und in benachbarten Dörfern von beiden Gesellschaften auch die Heidenpredigt fleißig betrieben. Die Presbyterianer zählten 1878 gegen 100, die Episkopalen 170 Kommunikanten; dazu kommen noch kleine Gemeinden amerikanischer Methodisten und Baptisten.

So überaus klein sich aber auch alle diese Zahlen ausnehmen, ist gerade in Schanghai einmal wie noch an keinem andern Orte in China zum Ausdruck gekommen, welche Veränderungen in den letzten 70 Jahren in diesem Lande stattgefunden haben und viele Herzen haben dabei zusammengeschlagen in Dank und Freude. Es waren die festlichen Maitage des Jahrs 1877, in welchen in der Himmelfahrtswoche die erste allgemeine Missionskonferenz in China zu Stande kam. Von den 30 dort arbeitenden Gesellschaften waren 20 auf dieser Konferenz vertreten und von den 306 in der Arbeit stehenden Missionaren (unverheirathete Missionarinnen mitgerechnet) hatten sich 124 eingestellt. Ihrer Aussendung, wenn auch nicht in jedem Fall der Nationalität nach, stammten 72 aus Amerika, 51 aus England, nur einer (der Basler Lechler) aus Deutschland. Den Ton für die ganze Versammlung gab die ergreifende Eingangspredigt an, welche Dr. Talmage, einer der ältesten chinesischen Missionare, über den letzten Befehl Jesu an seine Jünger hielt und die dadurch noch eindrücklicher wurde, daß sie zugleich eine Himmelfahrtspredigt war. Unter den verschiedenen Fragen, welche im Lauf der folgenden Tage zur Sprache kamen, war eine der wichtigsten die Stellung, welche der Missionar zur einheimischen chinesischen Kirche einzunehmen hat. Unumwunden wurde es da ausgesprochen, daß als schließliches Ziel der gesammten Missionsthätigkeit die Bildung einer von allen ausländischen Kirchen und Gesellschaften unabhängigen chinesischen Nationalkirche angestrebt und darum schon jetzt ernstlich darauf hingewirkt werden sollte, in den verschiedenen Gemeinden das Bewußtsein zu schaffen, daß sie eins sind in Christo. Als ein erfreulicher Anfang hiezu wurde es erwähnt, daß in Amoy und Umgegend 16 Gemeinden, wovon die Hälfte der amerikanisch-reformirten, die andre Hälfte der englisch-presbyterianischen

Kirche angehören, sich eine einheitliche Organisation unter dem Namen „Allgemeine Presbyterianer-Kirche" gegeben haben, während sie sich den Gemeinden der Londoner Gesellschaft auch sichtbar mehr und mehr nähern. Dort haben sich auch diese drei Missionen schon vereinigt, um eine Art gemeinsamer Hochschulen zu gründen, wo Missionare der verschiedenen Gesellschaften Vorlesungen halten, welche von den Zöglingen der verschiedenen Gesellschaften besucht werden. Daran knüpfte sich die schöne Bemerkung: „Die verschiedenen Missionsgemeinden werden sich immer mehr unter sich nähern in eben dem Maße, in dem sie sich Christo nähern, und nach dem Gesetz der Schwere werden sie um so mächtiger von einander angezogen werden, je näher sie einander kommen." Sehr betont wurde dann auch, wie eine solche Vereinigung nicht nur ein großer finanzieller Gewinn wäre, sondern wie auch das Gemeindebewußtsein dadurch gestärkt, die Gottesdienste wärmer würden und man gemeinsam fruchtbarer an der Bekehrung der Heiden arbeiten könnte, als mit zersplitterten Kräften. Allgemein wurde es ferner als eine Pflicht der Missionare erkannt, von Anfang an auf die Selbsterhaltung der Gemeinden hinzuarbeiten und jeden einzelnen Christen zur Beisteuer für die Zwecke der Gemeinde anzuhalten, auch schon bei der Heranbildung eingeborner Prediger, sowie bei Anstellung von Katechisten und andern Missionsgehilfen darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese in Zukunft sich mit einer voraussichtlich sehr bescheidenen Besoldung werden begnügen müssen.

In sehr ermuthigender Weise kam dann auch zu Tage, welche Fortschritte die eingebornen Christen in dieser Hinsicht schon gemacht haben. An mehreren Orten haben sie bereits ihre eigenen Kirchen gebaut, ihre eigenen Prediger angestellt und in freigebigster Weise für Kirchen- und Schulzwecke beigesteuert. Nach den dem Konferenzprotokoll beigegebenen statistischen Tabellen hätten die 13,000 erwachsenen Gemeindeglieder im J. 1876 37,000 M. für kirchliche und wohlthätige Zwecke zusammengebracht, was aber nicht die Totalsumme ist, da einige Missionen ihre Angaben nicht eingesendet haben. Wiederholt wurde auch darauf hingewiesen, daß in manchen Missionen, wie z. B. in der Basler, die eingebornen Christen es gewesen seien, welche das Netz weiter ausgeworfen und zur Gründung neuer Stationen und Außenstationen das Meiste gethan haben. An einem Ort pflegen die Gemeindeglieder systematisch alle ihre Nachbarn zum Besuche des Gottesdienstes einzuladen; an einem andern widmen sie einen Theil

des Sonntags regelmäßig der Missionsarbeit, d. h. sie machen Besuche bei den Heiden, halten religiöse Gespräche mit ihnen, bringen ihnen christliche Schriften u. s. w. Zweimal im Monat wird dann eine Versammlung zur Berichterstattung über das Gethane und zum Gebet gehalten. Auch Frauen betheiligen sich dabei. Dr. Yates erzählte von einer Frau, die mit ihren Nichten den Heiden christliche Lieder vorsingt und durch deren Bemühungen es soweit gekommen war, daß er an einem neuen Platz die ersten sechs Bekehrten taufen durfte.

Spät erst ist von Schanghai aus auch das 30 Stunden westlichere Su-tscheu besetzt worden, wohin eine liebliche Bootfahrt durch die von Menschen wimmelnde Reisebene mit ihren Gruppen dunkler Maulbeerbäume und den unzähligen ruhigen Gewässern führt. Manche alte, epheubewachsene Brücke und manch kleiner, halb zwischen Bäumen versteckter Buddha-Tempel zieht an deinem Auge vorbei, während du auf dem Fluß dahingleitest. Oft tauchen zu beiden Seiten schöne Trauerweiden ihre sanft gebogenen Zweige in den klaren Strom, und weiterhin wogen goldene Kornfelder, aus denen zwischen üppigen Baumgruppen freundliche Bauernhäuser hervorschauen. „China ist schön!“ rufst du unwillkürlich aus in dem grünenden, blühenden Land, das dir allenthalben die Liebe der Chinesen zu den Blumen verräth. An manch morschem Häuslein mit elenden, kränkelnden Bewohnern siehst du unter dem zerbrochenen Fenster einige Blumen von entzückender Frische und Schönheit, und in manch ärmlicher Dschunke ragt zwischen Bündeln von Lumpen und altem Geräthe ein freundliches Blümlein hervor. Haufen Volks versammeln sich am Ufer, um die Barbaren zu sehen, wenn du durch das Brückenthor in eines der vielen Städtchen auf dem Wege einfährst und deinerseits dich am Anblick all der Körbe voll schnatternder Enten, den mit köstlichen Früchten bedeckten Tischen und den Ballen rother Baumwolle neben der unendlichen Manchfaltigkeit von Männern, Frauen und Kindern freust, die plappernd und schwatzend sich in engen Straßen und auf baufälligen kleinen Brücken hin- und herbewegen und dann wieder in Gruppen zusammenstehen, um dich anzustarren. Immer wieder gibt es etwas Neues zu bewundern, bis du endlich Su-tscheu gewahrst, dieses chinesische Venedig auf den vielen Inselchen im breiten Yeh-See. Für die Chinesen ist diese Stadt der Moden und der Vergnügungen ein irdisches Paradies, hochberühmt durch ihre glänzenden Gebäude, ihre malerische Umgebung, ihre reizenden Gärten, ihre prächtigen Gondeln und ihre schönen

Frauen (s. Abb.). Von dem Wohlstand der Bewohner zeugt deren gewöhnliche Bekleidung in Seide. Zahllose Reiche leben hier nur dem Genuß und gehen durch Ueppigkeit und Wollust zu Grunde. Furchtbare Verheerungen richtet neuerdings namentlich der Opiumgenuß an. Vor 30 Jahren noch gab es in Su-tschou nur 5 oder

Mädchen in Sutschou.

6 Opiumkneipen; jetzt sind es deren nahezu 8000, worin jährlich für 10 Millionen Mark Opium verraucht werden mag. Was außerdem in Privathäusern dafür aufgeht, kann nicht auch nur annähernd geschätzt werden, beläuft sich aber jedenfalls auch auf eine hohe Summe, da nur die kleinen Raucher jene Kneipen besuchen, während die Reichen, deren täglicher Verbrauch mehrere Mark beträgt, in ihren

Familien diesem Laster fröhnen. Seit 2000 Jahren war Su-tschou seiner Intelligenz und der großen Zahl seiner Gelehrten wegen berühmt, heute geht es unter dem Fluch jenes Lasters seinem sittlichen, socialen und geistigen Ruin entgegen. Wie verschwinden diesem Massen-Elend gegenüber die paar Dutzend Seelen, die durch Presbyterianer, Methodisten und Sendboten der China-Inland-Mission schon gerettet worden sind!

Leicht erreichbar ist von Schanghai aus auch die einstige Südhauptstadt Nanking, denn sie liegt am herrlichen Jangtsekiang, auf dem englische Dampfer hin- und herfahren, gerade wie an der Meeresküste; etwas anderes aber ist es, darin festen Fuß zu fassen. Seit die kaiserliche Residenz nach Peking verlegt wurde, ist Nanking in seinem Glanz zwar sehr gesunken, und seit vollends die Rebellen drin hausten, liegen seine alten Paläste und sein herrlicher Porzellanthurm in Trümmern; doch ist es noch immer der Sitz des Generalgouverneurs für drei Provinzen. Die berühmtesten Doktoren, sowie Mandarinen außer Amts lieben es, sich hier niederzulassen. Nirgends ist die Sprache reiner, nirgends der Accent besser als hier; auch hat Nanking bedeutende Manufakturen von Seidenzeug, Krepp und Baumwollstoffen, welche von der Stadt ihren Namen führen; jede gute Fabrikwaare China's gilt als aus dieser Gegend stammend. Dennoch gibt es vielleicht keine andre Stadt im Lande, wo größerer Stolz und größere Unwissenheit neben einander hergehen, in der Regel wissen die Leute nichts und wollen auch nichts wissen, was über den Gesichtskreis ihres Alltaglebens hinausgeht. Der Ausländer ist ihnen noch immer verhaßt, selbst die Weiber kann man, wenn ein Europäer vorbeigeht, ihren Kindern zuflüstern hören: „Rufet: Fremder Teufel!" Amerikanische Presbyterianer und Glieder der China-Inland-Mission haben zwar versucht, sich hier niederzulassen, können aber nur in größter Stille und mit der äußersten Vorsicht wirken und haben bis jetzt kaum ein Dutzend Seelen gewonnen. Etwas mehr Eingang hat die China-Inland-Mission schon in der auf dem Wege nach Nanking an der Vereinigung des großen Kanals mit dem Kiang gelegenen wichtigen Handelsstadt Tschinkiang gefunden. Weiter stromaufwärts finden wir in Nganking, der Hauptstadt der Provinz Nganhoei, wo im J. 1868 die Missionare Meadows und Williamson mit knapper Noth eine Miethwohnung erlangten, und einmal durch die Wuth der zu den Staatsprüfungen zusammengeströmten Studenten in wirkliche Lebensgefahr kamen, jetzt vier

Missionare, die hier und auf sechs Außenstationen sich mit ihren eingebornen Gehilfen nun über ihre Erstlinge freuen dürfen. Noch weiter stromaufwärts waren der China-Inland-Mission schon Londoner Sendboten in die dichtbevölkerte Provinz Hupe vorausgeeilt, wo beide Gesellschaften zusammen jetzt 21 Missionare in der Arbeit stehen und 7 Gemeinden mit mehr als 600 Kommunikanten gesammelt haben. Hauptstation ist das volkreiche Hankeu, in dem der Londoner Missionar John kürzlich eine gar liebliche Erfahrung machen durfte. Schon 1875, als er in einer der dortigen Kapellen predigte, hatte er sich besonders gedrungen gefühlt von der Macht Jesu zu sprechen, uns von der Sünde zu erlösen. Da ihm etliche seiner Zuhörer hievon ergriffen schienen, forderte er sie nach dem Gottesdienst auf, mit ihm ins anstoßende Zimmer zu kommen, um da noch eingehender über diesen Gegenstand zu sprechen. Unaufgefordert folgte ihm dahin auch ein Mann Namens Liu, den John gar nicht bemerkt hatte. Nachdem der Missionar einige ernste Worte an die Eingeladenen gerichtet hatte, nahm Liu das Wort: „Prediger John, ich habe dich gerade vorhin sagen hören, Jesus könne die Menschen von ihren Sünden erlösen. Ist das wahr?" John bejahte es. „Kann Er auch mich frei machen?" fuhr Liu fort. Der Missionar fragte ihn, in welche Sünden er denn vorzugsweise verstrickt sei. „In jede nur denkbare Sünde," lautete die Antwort, und dann begann der Mann an seinen Fingern alle seine Laster aufzuzählen. John zweifelte nicht an der Richtigkeit dieses Sündenregisters, denn Liu's verkommenes Aussehen war eine handgreifliche Bestätigung desselben. Aber er antwortete ihm feierlich: „Ja, Jesus Christus kann dich retten: glaube nur." Sie beteten zusammen, und die Folge bewies, daß der arme Sündenknecht in dieser Stunde ein begnadigtes Gotteskind geworden war. Es gieng eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Nicht nur wurde er ein geordnetes Mitglied der Gemeinde, sondern bald auch ein eifriger Arbeiter. Seines Herzens Lust war es, zu seinen alten Sündengenossen zu gehen und ihnen zuzurufen: „Jesus kann Sünder erretten. Er hat mich, den ärgsten von allen, errettet, und er kann auch euch erretten; glaubt's nur." — Als dann im J. 1877 ein Spital für Opiumraucher in Hankeu eröffnet wurde, trug der Missionar diesem Liu die Stelle eines Kochs und Aufsehers in demselben an, worauf er mit Freuden eingieng, weil er darin eine Gelegenheit sah, am geistlichen und leiblichen Wohl seiner Nebenmenschen zu arbeiten. Eine kurze Vakanzzeit benützte er zu einem Besuch in seinem Heimatdorfe,

um auch seinen Landsleuten das Evangelium zu verkünden. Bei seiner Rückkehr berichtete er dem Missionar, daß viele derselben durch seine Predigt irre an ihren Götzen geworden seien und etliche sie sogar in den Fluß geworfen haben. Nun gieng John selbst in das betreffende Dorf und fand es, wie Liu gesagt hatte. Da die Erkenntniß der Leute noch sehr schwach war, fragte er sie, was sie denn so sehr zu Gunsten des Christenthums gestimmt habe? Da hieß die Antwort: „Die mit Liu vorgegangene Veränderung.“ Er war unter ihnen weit und breit als ein Auswürfling verabscheut gewesen und wie er nun als ein neuer Mensch unter ihnen erschienen war, hatten sie den Schluß gemacht, eine Religion, die eine solche Umwandlung bewirken könne, müsse himmlischen Ursprungs sein. John hörte bei dieser Gelegenheit noch manches ihm seither Unbekannte aus Lius früherem Leben. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr war derselbe in seinem Heimatort geblieben und allgemein als einer der sittenlosesten und frechsten Burschen betrachtet worden. Dann war er Soldat geworden und allmählich zum Hauptmann vorgerückt. Vierzehn Jahre lang hatte er mit der Armee das Land durchstreift, hatte manchen Strauß mit den langhaarigen Rebellen gehabt und deren etwa dreißig mit eigener Hand in der Nähe seines Heimatdorfes erschlagen. Endlich war er jedoch des Soldatenlebens müde geworden und hatte sich als Holzfäger in Hankeu niedergelassen. In einem Zeitraum von 20 Jahren hatte er sich nur dreimal in seinem Heimatorte sehen lassen, die letzten acht Jahre vor seinem kürzlichen Besuche gar nicht mehr. Da ist nun freilich der Eindruck nicht zu verwundern, den es machte, den früher gehaßten und gefürchteten Menschen als liebevollen Gatten und Vater, als wohlwollenden friedlichen Nachbar wiederzusehen. Gleich nach seiner Rückkehr nach Hankeu sorgte John, daß einer seiner zuverlässigsten Nationalgehilfen auf einige Wochen in dieses hoffnungsvolle Dorf gieng und die ersten Nachrichten, welche derselbe von dort zurückbrachte, klangen dem Missionar fast wie ein Kapitel aus der Apostelgeschichte. Im Nov. 1878 brach dann John selbst wieder dahin auf und war hocherfreut über den inzwischen stattgefundenen Fortschritt. Viele waren jetzt ganz vertraut mit den Grundwahrheiten des Evangeliums; ein Dorfbewohner, der gar nichts davon gewußt hätte, fand sich kaum, die Kinder namentlich schienen ganz voll von dem, was die beiden Evangelisten sie gelehrt hatten. Dreizehn Erwachsene und elf Kinder erhielten dießmal die Taufe, und als etliche Tage darauf auch Miss. Bryant von Hankeu kam, strömten

aus allen Nachbardörfern Leute herbei, um zu hören, was die beiden Fremden zu sagen hätten. Die ganze Zeit der Missionare war mit Predigten und Gesprächen über göttliche Dinge ausgefüllt. Es wurden noch sechs weitere Personen getauft; bei etlichen Andern, die gleichfalls in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschten, schien es gerathener, noch etwas zuzuwarten. Neun Familien bekannten sich nun aber zum Christenthum und verkündeten dieß sogar durch einen rothen Papierstreifen, den sie über ihren Hausthüren anklebten mit der Inschrift: Je-Su-Shen-Kiau, „die heilige Religion Jesu." Viele der übrigen Dorfbewohner waren fest entschlossen, sich auch der Gemeinde anzuschließen und wollten nur noch die Hinwegräumung einiger äußerer Hindernisse abwarten, ehe sie die Taufe nachsuchten. Feindschaft trat von keiner Seite zu Tage, fast allenthalben vielmehr herzliches Entgegenkommen. Die aus 60—70 Familien bestehende Einwohnerschaft dieses Dorfes bildet einen einzigen Stamm mit dem gemeinsamen Familiennamen Liu, und John gibt sich der frohen Hoffnung hin, sie alle binnen weniger Jahre eine christliche Gemeinde bilden zu sehen. Ganz ergreifend war es ihm, wie jetzt schon durch zarte Kinderstimmen christliche Lieder Eingang in alle Hütten gefunden hatten. Ehe er schied, wurde ein Theil von Lius Haus noch zu einem Versammlungssaal hergerichtet und über dessen Thüre die Inschrift gesetzt: „der Evangeliumssaal." Auch in den Nachbardörfern war die Haltung der Leute auffallend freundlich und Manche hörten der Verkündigung des Evangeliums nachdenklich zu.

Ebenso ermunternde Erfahrungen dürfen die Pioniere der China-Inland-Mission in der Westprovinz Szetschuan machen, der größten und durch ihre herrlichen Alpenlandschaften vielleicht schönsten des ganzen Reichs mit den kräftigsten, männlichsten Bewohnern. Kaum hatten sich in deren schmucker Hauptstadt Tsching-tu einige Brüder niedergelassen, so bekamen sie bald Besuche von allerlei Leuten, deren Fragen von wirklichem Nachdenken über göttliche Dinge zeugten. Es stellte sich heraus, daß dieß römische Katholiken waren und daß hier schon ein Priester gewirkt hatte, der die h. Schrift liebte und verbreitete. Er soll seiner evangelischen Gesinnung wegen nach Hause zurückgeschickt worden sein. Möchte sich unter seinen zahlreich eintreffenden Nachfolgern noch mancher ihm geistesverwandte Mann finden und heilsverlangenden Seelen durch allerlei Stimmen der Eine große Name verkündet werden, der uns zur Seligkeit gegeben ist!

6. Nord-China.

Indem wir den Boten des Evangeliums dem Lauf des Jangtsekiang entlang bis an China's westliche Grenzberge folgten, sind wir bereits in Gegenden eingetreten, die sich dem Verkehr mit den Fremden und darum auch der evangelischen Mission erst durch den Frieden von Tientsin erschlossen haben. Ein ebenso junges Missionsgebiet sind sämmtliche Nordprovinzen China's, die wir zum Schluß noch zu überblicken haben; fast aber scheint es sich dazu anzulassen, als könnten auch hier die Letzten noch die Ersten werden. Vergegenwärtigen wir uns vor Allem ihre geographischen Umrisse.

Gerade nördlich von Szetschuan sehen wir die von der großen Mauer eingefaßte Provinz Schensi noch über das schwer zu übersteigende westliche Grenzgebirge hinüber reichen, wo sich an sie die vom Hoangho durchströmte kalte und größtentheils öde Provinz Kansu anschließt. Wenden wir uns aus dem fernen Nordwesten wieder der Küste zu, so folgt östlich von Schensi zuerst Schansi, im Westen und Süden vom reißenden Hoangho begrenzt, das eigentliche Stammland des chinesischen Reichs mit prachtvollen Grabmälern der alten Kaiser. Südöstlich von Schansi erstreckt sich, im Norden vom Hoangho umsäumt, die milde, fruchtbare Provinz Honan „die Blume der Mitte" mit der häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Hauptstadt Kai-fung-fu. Nordöstlich von Schansi zieht sich jetzt weit über die große Mauer die Provinz Pe-tschi-li hinaus, eine vom Peiho durchströmte magere, theilweise sogar wüste Ebene, an die sich abermals nordöstlich die Landschaft Sching-ting mit der heiligen Stadt Mukden und dem den Fremden geöffneten Hafenort Niu-tschwang anschließt. Weitaus der fruchtbarste Theil der Provinz Petschili ist derjenige, durch welche der große Kanal führt, der Peking, die Riesenhauptstadt des ganzen Reiches, mit den südlicheren Provinzen verbindet. Diese vielbesungene „Nordstadt" liegt in sandiger Ebene und bietet heute in mehrfacher Hinsicht ein rechtes Bild des Zerfalls dar. Die Häuser, die Thore, die Kaufläden sind meist trotz aller Bemalung und Vergoldung doch sehr schmutzig; die Straßen sind Haufen von Schmutz und Gruben; Vernachlässigung und Verödung starren einem auf allen Seiten entgegen. Trotzdem aber ist Peking noch immer imposant. Die hohen, massiven Thorwege in der einen Flächenraum von beinahe fünf Quadratmeilen

umschließenden Stadtmauer; die hübschen Palastbauten mit ihren in der Sonne wie Gold schimmernden gelben Ziegeln, umgeben vom reichen Laubwerk der ausgedehnten Gartenanlagen; das große Lamakloster mit seinen erhabenen Säulen, seinen Marmorhöfen, seinem 90′ hohen Buddhabild und seinem Gedränge von Priestern, alle in ernsthaftes Grau gekleidet; der Tempel des Confuzius mit seinen steinernen Denksäulen, die Ahnenhalle darin mit den hohen weißen Marmortafeln, bedeckt mit dem Text der heiligen Bücher; der Tempel des Himmels mit den großen Altären, überdacht von blauen Ziegeln und dem Einen Gott geweiht, mit dem weiten Plafond und dem Einfassungsgeländer von reinem Alabaster, wo einmal im Jahr zur Zeit der Wintersonnenwende der Kaiser mit allen Hofbeamten erscheint, um die Sünden seines Volkes zu bekennen und den großen, unsichtbaren Schangti anzubeten — alle diese herrlichen Bauten sind noch da und geben Zeugniß vom einstigen Glanz dieser Kaiserstadt. Auch die Umgebung Pekings ist reich an großen Tempeln, prächtigen Klöstern und kaiserlichen Luftsitzen. Die Bevölkerung der Stadt wurde früher auf 2—3 Millionen geschätzt, nach neueren Angaben soll sie aber nur etwas über eine Million betragen. Im Allgemeinen gelten die Bewohner der Provinz für einfach, freimüthig, offen, billig und gerecht, energisch, unternehmend und lebendig, in Peking selbst aber herrscht tiefe Entsittlichung. Hohe und niedere Beamte sind dem Opiumrauchen und dem Spiel ergeben; die Tataren werden durch eine monatliche Reis- und Geldverwilligung in ihrem Müßiggang bestärkt; die übrigen Bewohner sind größtentheils in die tiefste Armuth versunken und müssen mit saurer Mühe ihr täglich Brot verdienen. Hafenstadt Pekings ist das 35 Stunden südöstlichere Tientsin an der Verbindung des großen Kanals mit dem Peiho — eine Stadt der Blinden in Folge der ungeheuren Staubwolken und Sandwirbel, mit welchen der Westwind sie bedeckt.

Ein Mittelglied zwischen den reichen Südprovinzen und den öderen Gebieten des Nordens bildet die vom großen Kanal durchschnittene Bergprovinz Schantung, die im Südosten von Petschili halbinselförmig ins Meer hinausragt. Sie ist etwa so groß wie Schottland, Irland und Wales und wird außer dem gewaltigen Hoangho noch von zahlreichen kurzen Flüssen durchströmt. Sie ist das Vaterland des Confuzius, dessen Nachkommen noch in ziemlicher Anzahl hier leben und dessen majestätisches Grabmal man im Schatten einer Eichenwaldung zeigt. Nördlich von der Hauptstadt Thi-nan

liegt der berühmteste Berg China's, der Tai-schan, ein Wallfahrtsort für alle Sekten des Landes, zu dem im Frühling lange Karawanen von Pilgern ziehen. Hafenorte sind das romantisch gelegene Tschifu und das etwa 20 Stunden nördlichere Teng-tschou.

In diesen weiten Regionen des Nordens hat die evangelische Mission seit den Verträgen von 1860 hauptsächlich drei Mittelpunkte ihrer Thätigkeit gefunden: Tschifu, Tientsin und die gewaltige Hauptstadt selbst; aber als nördlichster Endpunkt ist von den vereinigten Presbyterianern aus Schottland und den irischen Presbyterianern auch Niu-tschwang besetzt, wo 1868 der unvergeßliche Burns zu seiner Ruhe eingieng, nachdem er der ganzen Küste entlang wieder und wieder einen umnachteten, wenig Lohn versprechenden Boden bearbeitet und zuletzt auch noch vier Jahre in Peking gewirkt hatte, um sobald der Morgen dämmerte, einem Andern den Genuß des herrlichen Sonnenaufgangs zu lassen und sich selbst in eine neue Region heidnischer Finsterniß zu begraben. In der Freihafenstadt Tschifu sind besonders Baptisten und schottische und amerikanische Presbyterianer thätig; in Tientsin Londoner Missionare und Methodisten; in Peking selbst endlich Londoner und englisch-kirchliche Missionare neben amerikanischen Congregationalisten, Presbyterianern, Episkopalen, Methodisten und Baptisten. Unter ihnen allen hat in der Hauptstadt selbst durch ihr trefflich geleitetes Missionsspital (S. 94) die Londoner Mission bis jetzt den meisten Eingang gefunden. Waren es Anfangs mehr die Armen und Geringen, die ihre Zuflucht dorthin nahmen, so mehrt sich unter den Hilfesuchenden jetzt ganz auffällig auch die Zahl der vornehmen Leute. Die Kunde von gelungenen Heilungen hat viel dazu beigetragen, aus Unwissenheit und Aberglauben entsprungene Vorurtheile zu beseitigen, und mehrere schöne Gedenktafeln zeugen von der Dankbarkeit wohlhabender wiedergenesener Patienten. Ueberdies durfte Dr. Dudgeon, der Vorsteher dieses Spitals, auf der von der Regierung unterhaltenen Hochschule auch medicinische Vorlesungen halten, die ihn mit den höchsten Beamten in Berührung brachten und viele alteingewurzelte Vorurtheile zerstreuen halfen. Natürlich beschränkt sich die wohlthätige Wirkung des Spitals nicht auf Peking allein. Namentlich hat es schon Mongolen verschiedener Stämme angezogen, die im Winter oft die Hauptstadt besuchen, und etliche Kuren haben den Ruf dieser Anstalt auch in die Ferne verbreitet. Weit und breit wird unter den Mongolen von der wunder-

baren Arznei der Fremden gesprochen, an der noch das allerwunderbarste ist, daß die Missionare nichts dafür annehmen, selbst wenn man ihnen Geschenke aufnöthigen will. Es ist dies gewiß ein sehr weiser Grundsatz, um den Leuten einen Eindruck davon zu geben, daß hier Reich und Arm gleich behandelt werden und keinerlei eigennützige Absicht mit unterläuft. Im Ganzen aber ist Peking, wie fast alle großen chinesischen Städte, ein sehr dürrer Missionsboden,

Missionsspital in Peking.

und die Missionare finden für ihre Botschaft viel empfänglichere Herzen in der umliegenden Landschaft, als in der Hauptstadt selbst. Doch waren auch in ihr, wie in und um Tientsin und Tschifu her schon verschiedene kleine Missionsgemeinden gesammelt, als die furchtbare Hungersnoth ausbrach, die in ganz Nordchina der Verkündigung des Evangeliums Thüren öffnete, wie man noch vor wenigen Jahren es kaum zu träumen gewagt hätte.

Nicht weniger als 70 Millionen Menschen wurden von jener Nothzeit in Mitleidenschaft gezogen, und aller Jammer, von dem man innerhalb des letzten Jahrzehnts aus Persien, Kleinasien und Indien hörte, weit überboten. Schon in den Jahren 1875—77 fielen in der sonst als eine Kornkammer gepriesenen Provinz Schantung Tausende der unerhörten Dürre zum Opfer, von welcher Ostasien seit einer Reihe von Jahren heimgesucht war. Die Mildthätigkeit der in China lebenden Ausländer und die Anstrengungen der Missionare zur zweckmäßigsten Vertheilung der Gaben retteten damals Tausenden das Leben und riefen den öffentlich ausgesprochenen Dank der Regierung hervor. Im Laufe des Winters 1877—78 aber verbreitete die Noth sich in grauenhafter Weise auch über die Provinzen Petschili, Schansi, Honan und Schensi. Schon im November schrieb der Gouverneur von Schansi: „Im südlichen Theil der Provinz ist weder Baumrinde, noch sind Wurzeln wilder Kräuter zum Essen mehr übrig; die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind völlig verschwunden. Klagegeschrei erfüllt das Land, Leichen von Verhungerten liegen überall am Wege.“ Im Dezember hörte man dann von Schaaren von Flüchtlingen, welche die aus den Hungerbezirken nach Peking und Tientsin führenden Straßen bedecken und von andern Schaaren, die täglich hinsterben. Man vernahm, daß in manchen Orten kein lebendes Wesen mehr übrig sei, daß Aecker, Häuser, Möbel zu Spottpreisen feilgeboten werden und keine Käufer finden, ja daß Männer ihre Frauen, Väter ihre Kinder verkaufen. Immer grauenhafter steigerte sich dann die Noth im Laufe des ungewöhnlich kalten Winters. „Man sagt, viel Elend zu sehen, stumpfe das Gefühl ab,“ schrieb der baptistische Missionar Richard anfangs Februar aus Tai-ju-en-fu, der Hauptstadt von Schansi, „von so mancher Noth ich aber auch in den letzten zwei Jahren hier schon Zeuge gewesen bin, hat die letzte Reise, die ich unternahm, mich doch so ergriffen, daß ich den Rückweg am liebsten mit geschlossenen Augen und Ohren gemacht hätte. Am ersten Tag sah ich einen Mann, der nicht mehr gehen konnte, auf Händen und Füßen weiter kriechen, und eine Mutter ihren 14jährigen todten Sohn auf dem Rücken fortschleppen. Leichenträger, Priester und Leidtragende in Einer Person, legte sie ihn vor der Stadtmauer in den Schnee, und als ich mich zuletzt nach ihr umschaute, hielt auf der einen Seite sie, auf der andern Seite in einiger Entfernung ein Hund bei der Leiche Wache. Etliche Tage darauf sah ich vierzehn Todte am Wege liegen. Einer der-

selben war so leicht, daß ein mittelgroßer Hund ihn umherzog, an einer andern Leiche hielten Krähen und Elstern ihr Mahl. Auch ein Fuchs, ein Kaninchen, die Fasanen auf einem nahen Hügel und die Enten im Fluß schienen wohlgenährt, während verhungerte Menschen umherlagen. Und noch ein andrer peinlicher Kontrast drängte sich mir auf. Ich hörte eine Anzahl Elstern ein ungewöhnliches Geschrei erheben und sah beim Näherkommen, daß eine der Ihren todt war. Sie hielten also ihre Todtenklage. An wie vielen menschlichen Leichen aber war ich vorbeigekommen, die Niemand hatten, sie zu beweinen! Ein andermal sah ich zwei Brüder von 15—18 Jahren, jeden auf seinen Stab gestützt, einherwanken wie 80jährige Greise. Ein andrer Jüngling trug seine sterbende Mutter auf dem Rücken. Als er meinen theilnehmenden Blick sah, bat er mich um etwas Geld. Es war das erste Mal auf meiner Reise, daß ich so angesprochen wurde, denn die eigentlichen Bettler sind schon lange todt. Weiterhin sah ich zerstreute Hüte und Schuhe auf dem Wege liegen — vielleicht das Einzige, was die Wölfe übrig gelassen hatten von denen, die sie einst trugen. Dann trafen wir vor einem Dorfe drei Todte beisammen, vermuthlich Großvater, Vater und Sohn. Anderswo bewiesen Blutspuren und Zeichen eines stattgefundenen Kampfes, wie gerechtfertigt die Warnung war, daß keine einzelnen Wanderer sich auf diesen Bergpfad wagen sollen. Nicht fern davon sahen wir zwei Köpfe in Käfigen aufgehängt, ein Exempel für Wegelagerer und Räuber. Drunten in der Ebene war, so weit das Auge reichte, die Rinde der meisten Bäume bis zu einer Höhe von 5, 10, ja 20′ abgeschält und verpeist worden. — Als eine Unterbrechung in der langen Elendsreihe war es eine Wonne, in einer Gegend wenigstens auch wohlbestellte Saatfelder zu sehen; es waren da reichliche Bewässerungsmittel vorhanden, die aufs Beste verwerthet schienen. Große Strohvorräthe in den Dörfern schienen anzudeuten, daß die vorjährige Ernte hier wohl gerathen sei. Auf meine Erkundigung aber hörte ich, daß die Saat allerdings hoffnungsvoll stand bis zu der Zeit, da die Aehren herauskamen. Da trat eine plötzliche Ueberschwemmung und ein Mehlthau ein, zerstörte alle Ernteaussichten und ließ nur das leere Stroh übrig. Weiterhin waren zwei Männer damit beschäftigt, einen schwärzlich aussehenden Stoff zu mahlen. Es war mit Baumwollenlumpen vermischte Hirsenspreu. — Den Rückweg antretend, trafen wir in einem Wirthshaus etwa 40 von Putschen gekommene Karren, die Getreide holen sollten. Eine Anzahl bewaffneter Freiwilliger begleitete sie, damit das Korn

nicht unterwegs geraubt werde. Im Ganzen aber war der Heimweg noch viel schrecklicher als der Anfang unsrer Reise. Da sahen wir Leute wirklich Kreide und Schiefer essen, ja ich kaufte selbst drei Schieferkuchen. Der Schiefer wird gemahlen und je nach der Armut der Leute mit mehr oder weniger Hirsenspreu vermischt gebacken. Die Kuchen sehen nicht unappetitlich aus, schmecken aber wie Staub, was

Straßenkoch.

sie ja sind, und führen, längere Zeit genossen, nicht selten den Tod herbei. Wo wir etliche Tage zuvor nur einzelne Todte gesehen hatten, lagen sie jetzt in Haufen über einander, und überdies zum Theil in gräßlicher Weise. Da war der Kopf eines Mannes vom Rumpfe getrennt — offenbar durch Mörderhand. Andere Todte hatten große Kopfwunden, aber nicht solche, wie Hunde, Wölfe und Raub-

vögel sie gewöhnlich machen. Verwilderte Hunde heulten und bellten, wenn wir sie von den Leichen verscheuchen wollten. Viele der Leichen, die wir auf dem Hinweg gesehen, waren verschwunden als wir zurückkamen, aber nur zu viele neue lagen statt ihrer da. Ich brauche nicht zu sagen, welches Herzweh uns diese schreckliche Reise machte. Hätten wir überall die Noth lindern können, so wäre es eine süße Befriedigung gewesen, so aber vermag ich's kaum, alle die Scenen des Entsetzens, die sich Tag für Tag auf unserem Wege wiederholten, mehr als nur andeutend zu schildern, denn es ist wie das Wiederaufreißen einer schmerzenden Wunde."

Noch erschütternder aber als Richard's Wahrnehmungen war Alles, was er hörte. Sein Weg führte ihn größtentheils dem Flusse Fen entlang, wo bald auf der einen, bald auf der andern Seite ein wenig Bewässerung möglich war, also bereiste er immer noch einen einigermaßen bevorzugten Landstrich. Viel größer soll die Sterblichkeit in dem links und rechts beginnenden Hügelland gewesen sein. Ganze Familien sollen da in ihren Häusern hingestorben und unbeerdigt liegen geblieben sein. Leute von verschiedenen Orten, mit denen Richard in den Wirthshäusern zusammentraf, stimmten alle dieselben Klagen an. In einem Ort war schon ein Drittel der Einwohner gestorben, in einem andern mehr als die Hälfte, ja man sprach von Dörfern, die das Jahr zuvor 3, 4, ja 5 Hundert, jetzt aber nur noch 100 Einwohner hatten; da und dort kamen Fälle von Menschenfresserei vor. Richard wollte es zuerst nicht glauben, aber man erzählte ihm Einzelheiten, die keinen Zweifel mehr übrig ließen. In den Bergen sollen die Leute in einer solchen Raserei der Verzweiflung gewesen sein, daß die Bewohner eines Dorfes die des nächsten nicht zu besuchen wagten. Nicht nur ganze Familien, auch kleine Dörfer starben geradezu aus; die Häuser wurden mit Todten gefüllte Gräber. Man wird wohl sagen können, daß diese nordchinesische Hungersnoth ihrem Umfang nach vielleicht die schwerste Landplage ist, welche in den letzten zwei Jahrhunderten die Erde betroffen hat, denn nicht weniger als 7 Millionen Menschen sollen ihr zum Opfer gefallen sein.

Wohl suchte die Regierung nach Kräften zu helfen, allein was vermag menschliche Macht einem solchen Massenelend gegenüber, und was vollends in einem Lande, das keine zuverlässigen Beamten und nur mangelhafte Verkehrsmittel hat? So mager auch die Geldunterstützungen — auf Millionen Hungernder vertheilt — ausfallen

mochten, es blieb immer noch etwas davon an den Fingern gewissenloser Unterbeamten hängen; so dünn die in manchen Städten gereichten Suppen an sich schon waren, es wurde gar oft noch betrügerischer Weise Wasser zugegossen. So reich auch China vor andern Ländern an Wasserwegen ist (S. 100), waren diese Wasserstraßen durch dieselbe Dürre, welche die Hungersnoth herbeiführte,

Chinesische Beamte.

großentheils unfahrbar geworden. Gegen die Erbauung von Eisenbahnen hatten die Chinesen sich ja aufs Aeußerste gesträubt; alle Last- und Zugthiere aber wurden, wenn nicht von Bewaffneten geleitet, von der ausgehungerten Bevölkerung angefallen und geschlachtet.

Durch all diese Schwierigkeiten ließen jedoch die Missionare, und zwar Katholiken wie Protestanten, sich nicht aufhalten in ihrer Hin-

gabe für die Leidenden und in der Treue bis in den Tod. Sie waren es, die unter dem Volke lebend oder doch reisend, zuerst die schaurigen Zustände unter demselben kennen lernten. Ihre Berichte und Aufrufe

Chinesischer Kanal.

waren es vor Allem, die zur Gründung eines Hilfskommittee in Schanghai führten und dann in Europa, namentlich in England, auch in Amerika, zur Beisteuer von wohlthätigen Gaben aufforderten. Erfreulich war, daß die in China selbst wohnenden Engländer, Deutschen

und Amerikaner sich durchaus ehrenhaft benahmen und freigebig für die Hungernden spendeten. Das so gegebene gute Beispiel blieb dann auch nicht ohne Nachahmung unter den Chinesen selbst. Die reichen eingebornen Kaufleute in Hongkong u. a. Orten steuerten schöne Summen bei; ja auch aus Kalifornien kamen Beiträge von dort wohnenden Chinesen, und aus Japan schickte ein Eingeborner, der früher als Knecht in China gedient hatte und nun durch eine Heirat reich geworden war, sogar 60,000 Mark für dieselben. Und dabei scheint von Anfang an bei allen Gebern nur Eine Stimme darüber geherrscht zu haben, daß ihre Gaben den Missionaren zur Vertheilung zu übergeben seien.

Die für diese damit verbundene Arbeit war nicht nur eine anstrengende, sondern auch eine höchst gefährliche. Erstlich war es in mehreren Gegenden kein kleines Wagniß, überhaupt nur zu reisen, geschweige denn größere Summen Geldes bei sich zu führen, dann aber herrschten in den Hungerprovinzen zugleich Hungerkrankheiten, namentlich eine Art Hungertyphus von sehr ansteckendem Charakter, all der Anstrengungen gar nicht zu gedenken, denen sich die Betreffenden beim Herumreisen in fast pfadlosen Gegenden, beim Uebernachten in den elendesten Lokalen, beim Mangel an passender Nahrung und oft auch bei Wassermangel, bei Sandstürmen, bei großer Kälte u. s. w. aussetzen mußten. Wir haben bereits Miss. Richard auf seinen Wanderungen in Schansi begleitet; hören wir auch noch den Londoner Miss. Barradale über seine Erfahrungen in Schantung.

„Das Dorf, in welchem ich mich gerade befinde, ist so gut wie verwüstet. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Hälfte aller Häuser — vielleicht auch mehr — ganz oder theilweise abgedeckt sind, meist ganz. Es thut einem weh, die wenigen übrigen Einwohner zu sehen, wie sie sich irgendwo anlehnen, kaum fähig zu stehen oder zu gehen, blaß und abgemagert, hohläugig und stumpf. Tausende jeden Alters sind einfach Hungers gestorben, aber auch die vergleichungsweise Wohlhabenden müssen große Noth leiden. Ich habe die Todten auf der Landstraße daliegen sehen, wo sie eben zusammengebrochen waren, zuweilen schon halb aufgefressen von Hunden und Krähen, deßgleichen in Hütten und Schuppen, wo sie eine letzte Zufluchtsstätte gesucht hatten. Ich habe ganze Familien auf ihren (zugleich als Bettstelle und Sofa dienenden) Oefen daliegen sehen, unfähig sich zu rühren, bloß mit ein paar Lumpen bedeckt, und das während der Thermometer auf dem Gefrierpunkt steht, ohne etwas

Eßbares oder Verkaufbares im Hause zu haben, bloß von den nackten Wänden gegen den kalten Wind geschützt, aber ohne ein Dach über sich, denn Balken und Bretter und Ziegel haben sie längst verkauft, um ihr Leben ein paar Tage länger zu fristen. Ich habe Leute auf ihren Betten todt liegen sehen: sie waren aus Mangel an Bedeckung erfroren, und Niemand war Zeuge ihres letzten Kampfes gewesen, als die Sterne am Himmel. Ja, diese Hungersnoth ist wirklich etwas Furchtbares! Tagtäglich gehe ich von Haus zu Haus wie ein Stadtmissionar oder Armenpfleger in London, sehe aber Dinge, wie sie auch in den elendesten Quartieren der europäischen Weltstadt nicht zu finden sein dürften."

Barradale selbst ruht nun in chinesischer Erde. Er war erst im J. 1873 nach China gekommen, hatte aber schon das Vertrauen der Leute gewonnen und sich mit großem Eifer der Reise- und Predigtarbeit gewidmet, als er jenen letzten Liebesweg in die Hungerbezirke von Schantung antrat, auf dem ihn der Typhus befiel. Sein treuer eingeborner Diener brachte ihn nach Tientsin zurück, wo er noch fünf Tage krank lag, ehe er am 25. Mai 1878 entschlief. Und Barradale ist nicht der Einzige, der jener Hunger- und Krankheitszeit zum Opfer fiel. Im Dezember 1878 ist auch, von Miss. Richard und einem chinesischen Gehilfen treu verpflegt, in Tai-ju-en-fu der junge Missionar Whiting am Typhus gestorben, der erst im J. 1874 von der amerikanischen Presbyterianerkirche ausgesandt, sich mit einem Kollegen in Nanking niedergelassen hatte und dann zu Anfang des Jahrs 1878 als Freiwilliger in das Todesland Schansi gezogen war, um Geld auszutheilen und die schwer Heimgesuchten aufzurichten. Ebenso entschlief am 14. Mai nach 18jähriger segensreicher Wirksamkeit unter den Chinesen der Methodisten-Missionar W. N. Hall, und 4 Tage darauf Frl. Campbell in Peking. Auch fünf katholische Priester wurden im Laufe weniger Wochen von ansteckenden Krankheiten weggerafft, die sie sich im Dienst der Hungernden zugezogen hatten.

Wer das Wort Jesu vom Weizenkorn kennt, der kann unmöglich glauben, daß eine solche Aussaat keine Frucht tragen sollte, selbst auf dem dürrsten chinesischen Boden. Und so sah man denn auch in der That schon in den trübsten Stunden etwas von den göttlichen Friedensgedanken durchschimmern, die hinter dieser furchtbaren Heimsuchung versteckt waren. Eine große Frucht dieser Hungersnoth und der im Laufe derselben geübten Liebesthätigkeit ist es, daß in den davon be-

troffenen Provinzen vom ärmsten Bettler bis zum ersten Minister hinauf sich die Einsicht Bahn gebrochen hat, daß doch nicht alle Fremden Opiumhändler und Leuteverderber sind, daß sie noch eine andere Macht besitzen als Kriegsschiffe und Kanonen, und daß namentlich die so vielfach geschmähten und verfolgten Missionare es herzlich gut mit China meinen. Daß diese letzteren in ihrem Liebeseifer gerade dahin giengen, wo das Hungerfieber am ärgsten wüthete, und daß manche von ihnen ihren Anstrengungen, die Noth zu lindern, zum Opfer fielen, hat auf den Vicekönig von Petschili und Minister des Aeußern Li Hang Tschang einen solchen Eindruck gemacht, daß er äußerte, es müsse doch etwas an einem Glauben sein, der fremde Männer antreibe nach China zu kommen und über dem Unterricht und der Hilfeleistung, welche sie dessen Bevölkerung zu Theil werden lassen, freiwillig ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Nicht nur nahm dieser Würdenträger am Geburtstag der Königin Viktoria eine Einladung des britischen Konsuls in Tientsin zu einem Festessen an und pries bei demselben in den wärmsten und dankbarsten Ausdrücken die Anstrengungen, denen die Fremden sich zur Linderung der Noth unterzogen, sondern er ließ auch Miss. Richard zu sich bitten, als derselbe im Nov. 1878 nach Tientsin kam, und sprach ihm mit großer Herzlichkeit seinen Dank aus. Außerdem hat die kaiserliche Regierung allen ausländischen Konsuln in einem Rundschreiben für die Gaben der Fremden gedankt und der chinesische Gesandte in London in der Times das Gleiche gethan und hinzugefügt, „daß das, was England jetzt für ein weit entferntes Land thue, eine That uneigennütziger Liebe sei, für welche das chinesische Volk allezeit sein Schuldner bleiben werde."

Von großer Bedeutung ist auch ein Artikel in der zu Schanghai erscheinenden chinesischen Zeitung Singpao, in welchem die Missionare wegen ihrer Selbstverleugnung gepriesen werden. Es ist das die gleiche Zeitung, die Jahre lang durch ihre bittre Sprache den Haß des chinesischen Volkes gegen alle Fremden genährt und gesteigert hatte. In dem betreffenden Artikel nun heißt es u. A.: „In diesem unsrem Reich der Mitte haben mehrere Jahre der Dürre und Theurung die Provinzen Schantung, Schansi, Honan, Schensi und Petschili in große Wüsteneien verwandelt. Die Missionare der Religion Jesu, welche diese Lage der Dinge aus eigener Anschauung kennen gelernt haben und von edlen, barmherzigen Trieben bewegt wurden, haben diese Noth und diesen Mangel als ihren eignen angesehen

und die Ausländer mit Nachdruck aufgefordert, zur Linderung der Hungersnoth Beiträge zu geben. So sind wohlthätige Gaben im Betrag von 200,000 Taels (1,200,000 Mark) aus England, Japan, Singapur und von verschiedenen in China lebenden Ausländern eingegangen, die bis auf den letzten Heller für die Nothleidenden verausgabt wurden. Ferner sind einige Missionare selbst nach Schantung, Schansi und Honan gegangen, um den Leuten zu helfen. Sie haben sich weder vor durchnässendem Regen und schneidenden Winden, noch vor Mühe und Krankheit gefürchtet; sie haben großen Schaaren das Leben gerettet und in einigen Fällen sich solchen Anstrengungen unterzogen, daß sie darüber ihr Leben verloren. Aber sie fürchten keine Gefahr, scheuen auch nicht vor dem Tode zurück: schon sind Andre bereit, das Werk der Gestorbenen fortzusetzen. — Ferner haben sie in einer Konferenz zu Schanghai einen Tag bestimmt, an welchem alle Missionare in sämmtlichen Provinzen die Männer und Frauen ihres Glaubens versammeln und, der Speise sich enthaltend, zum höchsten Herrn des Himmels beten und um das Leben der chinesischen Bevölkerung flehen sollten. Das ist gut, und wir erlauben uns, die Ehrerbietung vor den himmlischen Mächten und die Liebe gegen alle Menschen zu loben, welche von der Religion Jesu so energisch empfohlen wird. In China weiß man wohl, daß man sich vor dem Zorn des Himmels in Beugung fürchten muß und daß Glück wie Unglück Belohnung und Strafe in der Hand des höchsten Herrschers im Himmel droben sind. Und das ist's auch, was die Missionare des protestantischen Glaubens bewegt, ohne Unterschied der Nation sich aufzumachen, um Beiträge aufzubringen und dem Elend abzuhelfen, so oft es nöthig ist, indem ihr einziger Gedanke der ist: daß der Fehler an ihnen liegt, wenn nicht geholfen wird, und daß sie für jedes Leben, das nicht gerettet wird, verantwortlich sind; ja sie treiben dieß so weit, daß sie mit völliger Todesverachtung Mühe und Beschwerde auf sich nehmen. Sicherlich ist's für den Menschen schwer, es so weit zu bringen, und doch weist die Religion Jesu zahlreiche Beispiele hievon auf zum Beweis für die Tiefe und Kraft der Rechtschaffenheit der Gesinnung, die man durch dieselbe erlangen kann. Laßt uns also die Liebe und das weitherzige Wohlwollen der Missionare dankbar bewundern, die im Stande gewesen sind, ein solches Selbst- und Liebesopfer mit so großer Hingabe darzubringen. Laßt uns auch anerkennen die geheimnißvolle Wirksamkeit und Kraft der Lehre Jesu, von welcher wir solche Beweise haben.

Wir nehmen davon hier öffentlich Notiz zur Belehrung aller Edeldenkenden in China."

Aber nicht nur das: die schwere Nothzeit hat wirklich auch dem Samen des Evangeliums den Boden bereitet und die bereits Bekehrten zu mehr Liebeseifer gespornt. Da und dort verkündigen jetzt eingeborne Christen aus freien Stücken das Evangelium, und einer derselben thut dieß mit solcher Kraft, daß oft seine Hörer sich der Thränen nicht erwehren können. Zwei Frauen verbanden sich mit einander, 40 Tage und 40 Nächte im Gebet mit Gott zu ringen um die Bekehrung des Sohnes von einer von ihnen und durften die Erhörung ihrer Bitte sehen. Andre Frauen legten einen siebenstündigen Weg zurück, um ihren Angehörigen von dem Heiland zu erzählen, den sie gefunden. — Schon zu Ende des Jahres 1876 war's, daß auf einer zu Peking gehörigen Außenstation der Londoner ein chinesischer Tuchhändler Namens Tschang getauft wurde. Er stammte aus Tschan hua in Schantung; und nach seiner Taufe kehrte er mit einem Vorrath von Traktaten und Bibeltheilen in seine Heimat zurück. Schon nach drei Monaten verlautete, daß vierzig Personen angefaßt seien, und im September 1877 erschienen Abgesandte aus Tschan hua in Peking mit der Nachricht, daß die Zahl der Erweckten sich bereits auf 3—400 belaufe. Als dann im November 1877 die Londoner Missionare Owen und Gilmour einen Besuch dort machten, durften sie 170 Taufbewerber prüfen, von denen ihnen 44 durch einen andern Prediger zugeführt wurden. Im Ganzen tauften sie 111 Personen, meist Weber und Bauern, aber auch vier Gelehrte, zwei kleine Kinder und vier Frauen. In der ganzen Umgegend waren die Heiden nicht nur zugänglich, sondern begierig nach christlichem Unterricht; aus einem Dorf kam sogar eine feierliche Deputation mit der Bitte, die Missionare möchten hinkommen und eine Kirche gründen. Der gleiche Zug zum Evangelium zeigte sich auch in den zwei angrenzenden Präfekturen Pin tschau und Litsching, wo kein christlicher Lehrer angestellt war. Als hierauf im März 1878 Dr. Edkins und Miss. Owen wieder einen Besuch in jener Gegend machten, schrieb ersterer: „Wir haben jetzt über 300 Getaufte in unsrer Pflege und sind in Verlegenheit, wie wir ihnen ausreichenden, regelmäßigen christlichen Unterricht verschaffen sollen. Wir wohnen in einem chinesischen Schulhaus; ein paar von den Schulräthen sind Christen. Jedermann erweist uns Freundlichkeit mit Wort und That; es herrscht aber große Armut. Wir ernten, was einige freiwillige Arbeiter gesäet haben. Der dritte Theil all

unsrer Täuflinge ist durch unbezahlte, liebeseifrige Lehrer so weit vorbereitet worden. In einem Städtchen sind acht Frauen getauft worden, die vorigen Sommer eine Woche lang von einem merkwürdigen Mann, einem Gelehrten unterrichtet worden waren. Er war aus innerster Ueberzeugung Christ geworden (ohne getauft zu sein) und schrieb glaubenathmende Briefe an mich. Bald darauf wurde er von der Cholera befallen und in 24 Stunden war er eine Leiche. — Unsre Bücher gelangen an Orte, wo wir selbst nicht hin können, und christliche Arbeit wird an Orten gethan, wo noch nie eine Taufe stattgefunden hat. Auch der Sonntag wird an Orten, wo kein Katechist ist, in erfreulicher Weise begangen; die Leute singen und beten eben so gut es geht. Der Gesang freilich ist unter aller Kritik; das Wunder aber ist, daß Leute mehrere Stunden weit herkommen, um an solchen Versammlungen theilzunehmen. Vielfach werden auch Hausandachten gehalten und die Götzenbilder beseitigt. Die Bekehrten sind voll Missionseifer und einige von ihnen haben allerlei Pläne zur Ausbreitung des Werks. Wir haben vier von ihnen, darunter einen Gelehrten, gebeten, auf ein paar Monate nach Peking zu kommen, um weitere Vorbereitung für den Evangelistendienst zu erhalten. Zwei andern Bekehrten haben wir nur kleine Geldvergütungen für ihre Arbeit zu versprechen gewagt. Unsre Katechisten können unmöglich alles allein bewältigen. So müssen wir denn auf diese Weise nachhelfen."

Auch die amerikanische Mission, welche bisher fast ganz auf die Provinz Tschili beschränkt war, hat in Folge der Hungersnoth überraschenden Eingang in Schantung gefunden. Als die Missionare Smith und Sprague im Oktober dahin kamen, fanden sie an den drei Orten, wo bisher gepredigt worden war, zusammen etwa 120 Taufbewerber und überdieß in einem Ort 330 Personen, die sich bereit erklärten, „Jesu nachzufolgen." Man dachte, daß unter all diesen vielleicht 15 bis 30 Personen sein werden, denen es ein Ernst sei; aber bald stellte sichs heraus, daß diese Rechnung eine viel zu kleinmüthige war. In einem Orte wurde den Missionaren sogar der Dorftempel sammt allem Zubehör durch Abfassung einer förmlichen Schenkungsurkunde übergeben, die Götzen entweiht und zerstört, der Tempel selbst in eine Kirche und Schule umgewandelt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß die 60 Götzen, die ihren Untergang fanden, vom Götzenmacher mit zinnernen statt mit silbernen Herzen waren versehen worden. Von wirklicher Buße und Herzensglauben an Christum

war freilich gerade in diesem Dorfe nichts zu merken; in benachbarten Dörfern aber gab es solche, die auch um ihr Seelenheil besorgt waren und sich nicht nur mit dem Kopf von der Wahrheit des Christenthums überzeugt hatten. Einige von diesen wurden am Sonntag nach der Uebergabe jenes Tempels getauft. Besonders erfreulich ist den Missionaren die Zugänglichkeit des weiblichen Theils der Bevölkerung. Während es in Tientsin fast unmöglich ist, an die Frauen hinzukommen, geschieht es wohl in Schantung, daß hie und da, wenn der Missionar durch ein Dorf geht, eine Matrone ihn zu ihrem Thee einladet und ungezwungen mit sich reden läßt. Manche Frauen, die selbst nicht lesen können, kaufen Katechismen, um sich dieselben von ihren Söhnen vorlesen zu lassen. Im Ganzen tauften die Amerikaner bis zum Ende des Jahrs 1878 63 Personen aus 33 verschiedenen Ortschaften der Provinz Schantung. „Es ist keine Erweckung im gewöhnlichen Sinne des Worts," schreibt Miss. Sprague, „aber ich glaube doch eine Erweckung — ein durch Gottes Gnade neu erweckter Sinn für das, was vernünftig, wahrhaft und recht ist." Das größte Bedürfniß sind auch hier vermehrte Lehrkräfte. Ueberall heißt's: Herr, sende Arbeiter in deine Ernte."

Auch in Schansi geht es voran. Als im Dezember 1878 Miss. Whiting dort dem Hungerfieber erlag, bewahrten die Chinesen seinen Leichnam in einem wohlverschlossenen Sarge auf, bis seine Angehörigen etwas darüber verfügen würden. Da seine in Nanking zurückgebliebene Gattin den Wunsch aussprach, daß er an Ort und Stelle bestattet werden möchte, wählte Miss. Richard ein passendes Grundstück hiezu aus und bat den Gouverneur, dasselbe kaufen zu dürfen, obschon im Innern die Ausländer eigentlich keinen Grund und Boden erwerben sollen. Der hohe Beamte war überaus freundlich und bot, von seiner chinesischen Anschauungsweise ausgehend, die Summe von 2400 Mark an, damit man den Sarg nach Amerika schicken könne, um dem edlen Verstorbenen eine Ruhestätte bei seinen Ahnen zu verschaffen. Das gab dem Missionar einen willkommenen Anlaß, dem wohlmeinenden Mandarin zu erklären, warum es den Christen wenig ausmache, wo der Leib ruhe, und viele Chinesen haben dabei etwas gelernt von der lebendigen Hoffnung, die wir in Jesu haben. Nun bestand der Gouverneur aber darauf, daß der Begräbnißplatz wenigstens aus öffentlichen Mitteln gekauft und der Mission geschenkt werde, was Miss. Richard mit Dank annahm. Ja, mit tiefgefühltem Dank, denn wie wäre ein derartiges Entgegenkommen

von Seiten eines chinesischen Beamten vor wenigen Jahren auch nur denkbar gewesen! Als dann beim Begräbniß Richard mit seiner Rede fertig war, trat ein Heide hervor und sagte: „Jetzt habt ihr dem Verstorbenen eure Verehrung bezeugt; da er aber sein Leben verloren hat, weil er unser Bestes suchte, müssen auch wir ihn verehren." Und ehe man etwas entgegnen konnte, lag er vor dem Grabe auf den Knieen. Alle seine Begleiter wollten es ihm nachthun, wurden aber noch zurückgehalten und hörten nun, warum die Christen ihre Todten nicht anbeten. Eines Tages kam sogar aus weiter Ferne ein Mann, um sich nach dem vollen chinesischen Namen von Miss. Richard zu erkundigen. Auf Befragen ergab sich, daß derselbe neben den Namen von zwei chinesischen Beamten im Tempel des Heimatdorfes jenes Mannes aufgehängt und göttlich verehrt werden sollte, weil während der Hungersnoth diese drei seine Lebensretter gewesen seien. Natürlich legte Richard gegen diese Art von Dankbarkeit Protest ein, dagegen gab er dem Mann einige Katechismen mit der Bitte, dieselben in seiner Heimat zu vertheilen und dann mit solchen, die deren Inhalt sich angeeignet hätten, zum Empfang weiteren Unterrichts ihn aufzusuchen. Fünf Mitglieder der China-Inland-Mission haben sich jetzt neben dem Baptisten-Missionar Richard in Tai-ju-en-fu niedergelassen und bereits ist daselbst eine Knaben- und eine Mädchenanstalt eröffnet. Da werden jetzt Waisen gesammelt, welche die Hungersnoth überlebten, und Arbeit wird denen gegeben, welche alles verloren haben und nun sich ehrlich durchbringen wollen. Denn die Noth ist noch unsäglich, und wie die Missionare einerseits froh sind, den Ueberlebenden unter die Arme zu greifen durch Mittel, welche die christliche Liebe ihnen anvertraut hat, so hüten sie sich auf der andern Seite vor einer Art der Armenhilfe, welche die Leute von ihren gewohnten Erwerbswegen abziehen könnte. Ueberall wohin sie kommen, finden sie, daß namentlich die Weiber und Kinder weggestorben sind; die Bevölkerung aber kommt ihnen überaus freundlich und empfänglich entgegen. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß der Tag naht, an dem auch „die vom Lande Sinim" in die Hürden des Einen guten Hirten gesammelt werden sollen.

Im Ganzen zählt die evangelische Mission in China jetzt 15,000 Kommunikanten, was auf die dreifache Zahl von Gemeindegliedern im weitern Sinn schließen läßt. Noch aber kommen auf die 400 Millionen Bewohner des chinesischen Reiches erst 300, oder die Frauen mitgerechnet 473 evangelische Missionare. Voll demüthigen

Dankes gegen Gott müssen wir darum auch im Blick auf China in das Sängerwort einstimmen:

Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Steh'n nun weit die Thüren offen,
Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt!

Schlußwort.

Wir haben unsre Rundschau über die Völker der Erde vollendet, die entweder noch ganz von der Nacht des Heidenthums bedeckt oder erst in unsrem und dem vorigen Jahrhundert mehr oder weniger angeleuchtet worden sind vom Licht des Evangeliums. Der Südsee-Insulaner auf seinen paradiesischen Inseln, der Eskimo in seiner eisigen Heimat, die geretteten Reste der aus ihren weiten Jagdrevieren verdrängten Indianerstämme, die einst von grausamen Menschenräubern aus dem Lande ihrer Geburt fortgeschleppten Söhne und Töchter Afrikas, denen im Hause der Knechtschaft nun die Stunde der Freiheit geschlagen hat, der „dunkle Erdtheil" selbst mit den Hoffnungssternen, die ihm in den letzten 90 Jahren durch christliche Liebe und in allerneuester Zeit namentlich durch Livingstones Forschungen aufgegangen sind; dann die Länder der Bibel mit ihren Trümmern und den aus denselben hervorwachsenden verjüngten Kirchen; Indiens Wunderwelt und Völkergemisch; die reiche asiatische Inselflur mit dem fernen Ostreich Japan; und endlich China, das uralte Reich der Mitte mit seinen viertausendjährigen Sitten und Einrichtungen — sie alle sind an unsrem Geistesauge vorübergezogen sammt den Wundern der Schöpfung in den verschiedenen Zonen und der Manchfaltigkeit von Gaben, die sich auch bei scheinbar verkürzten Stämmen finden, aber auch sammt all dem Jammer und Elend, worein sie durch das Verlassen des lebendigen Gottes gerathen sind. Wir haben gesehen, wie auf dem ganzen Erdenrund der Kampf des Lichts und der Finsterniß entbrannt ist, wie er geführt wird an den verschiedensten Orten, in den verschiedensten Verhältnissen, unter den verschiedensten Stämmen und in den verschiedensten Sprachen — in geringen Dorfschulen und in wissenschaftlichen Hörsälen, auf der Straße und in Tempelhöfen, im Studierzimmer und im Betkämmerlein. Schon der äußere Umfang

der Missionsarbeit hat uns gezeigt, daß wir in ein Zeitalter der Weltmission eingetreten sind, wie die christliche Kirche noch keines gesehen hat. Aus den zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestehenden 7 evangelischen Missionsgesellschaften sind jetzt 70 geworden: in Großbritannien 27, in Amerika 18, in Deutschland und Basel zusammen 10, in Holland 9, in Skandinavien, Dänemark und Finnland 5, in Frankreich 1, im Waadtland 1, und dazu kommen noch Tochtergesellschaften in Hawaii, Madagaskar, Südafrika, Indien, und sogar eine Großtochter der Bostoner Gesellschaft auf Ponape im Karolinen-Archipel, die bereits selbständig missioniren. Damals gab es etwa 170 Missionare, heute 2500, wozu wenigstens 23,000 eingeborne Hilfsarbeiter und gegen 1000 eingeborne ordinirte Prediger kommen. Damals befanden sich vielleicht 50,000 Heiden in Pflege der evangelischen Mission, jetzt 1,650,000 und zeigt das Jahr 1878 allein einen Zuwachs, der größer ist als die Gesammtzahl der Uebergetretenen zu Anfang des Jahrhunderts, d. h. etwa 80,000 Seelen. Vor 80 Jahren betrugen die Gesammtbeiträge zur evangelischen Heidenmission noch lange nicht 1 Million Mark, heute ist die jährliche Gesammteinnahme auf 24—25 Mill. Mark gestiegen, wovon auf Großbritannien etwa 14, auf Amerika 7, auf Deutschland und die Schweiz 2—3 Millionen kommen. Vor 80 Jahren mag die Zahl aller evangelischen Missionsschulen 70 nicht überstiegen haben: heute beträgt sie 12,000 mit über 400,000 Zöglingen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts existirte die h. Schrift in etwa 50 Uebersetzungen und war wohl in nicht mehr als 5 Millionen Exemplaren verbreitet; seit der Gründung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft im Jahr 1864 sind in mindestens 226 Sprachen und Mundarten neue Uebersetzungen erschienen, nämlich der ganzen h. Schrift in 55, des N. Testaments in 84, einzelner Theile in 87 Sprachen, und beträgt seitdem die Gesammtverbreitung der Schrift und Schrifttheile etwa 148 Millionen Exemplare. Davon ist die große Mehrzahl durch den Dienst evangelischer Missionare zu Stande gekommen, die seit etwa 70 Jahren nicht weniger als 60—70 literaturlose Sprachen zu Schrift)prachen erhoben haben. Zu all dem kommt der unermeßbar tiefe und weite moralische Einfluß des Evangeliums, der den unumstößlichen Beweis liefert, daß kein Volk geistig zu todt ist für Neubelebung durch die gute Botschaft, keine Sprache zu barbarisch für Uebersetzung der Bibel, kein einzelner Mensch zu verkommen, daß nicht eine neue Kreatur in Christo aus ihm werden könnte.

Dieses ermuthigende Bild hat jedoch auch seine bedenkliche Kehrseite. Wohl sind überall die ersten Anfänge besonders schwer und es ist darum eigentlich mehr als ein Anfang gemacht, wenn ein Anfang gemacht ist: es ist eine Grundlage gelegt von oft unberechenbarer Tragweite. Aber andererseits — wie manche Mission, die vor Jahrzehnten vielversprechend begann, läßt heute nur noch Hoffnung auf Rettung eines kleinen Restes des betreffenden Volksstammes! Das plötzliche und oft brutale Vordringen weißer Ansiedler, Goldgräber, Branntwein- und anderer Händler zerrüttet, zersprengt und entsittlicht an vielen Orten die kaum gesammelten Gemeinden und stachelt das Rassengefühl bis zu einem fast unbesiegbaren Haß gegen jedes weiße Gesicht, sei es auch das eines Missionars. Anderwärts tritt zum alten Aberglauben heidnischer Kulturvölker jetzt auch noch christlicher Unglaube hinzu, während in Afrika und im indischen Archipel der Islam noch immer seinen Eroberungszug hält und das Evangelium heute an manche von ihm verschlossene Thüre pocht, die vor Jahrzehnten noch offen gewesen wäre. Und wo kann heute die evangelische Mission einen bedeutenden Schritt vorwärts thun, ohne daß sich ihr die römische sofort an die Fersen heftet? Die bedenklichsten Schatten zeigen sich aber wohl im Zustand der Mutterkirchen selbst. Denn jene tiefe Begeisterung der Gründungszeit unsrer älteren Missionsgesellschaften, als z. B. im Sept. 1795 ehrwürdige, ergraute Geistliche aus der evangelischen Staatskirche und den Dissenters in der Kapelle der Lady Huntington sich weinend in die Arme sanken und über die Schranken der Denomination hinweg sich die Hände reichten zur Gründung der Londoner Missionsgesellschaft, jene freudige Opferwilligkeit, da z. B. noch bei der Abordnungsfeier der 4 ersten Barmer Missionare (1829) die Opferteller nicht bloß mit Gold, sondern auch mit goldenen Ketten, Uhren, Ringen und Schmucksachen aller Art sich füllten, wo ist sie hin?! Seit einigen Jahren sind bei vielen Gesellschaften die Deficits Regel geworden, die Betheiligung an der Missionssache sinkt nur allzu leicht zur Gewohnheits-, um nicht zu sagen zu einer Geschäftssache herab, und Viele, die den Schein der Missionsfreundschaft haben, verleugnen doch ihre Kraft.

Um so mehr aber schulden wir Gott Dank dafür, wenn Er in mancher Hinsicht nicht durch uns, sondern trotz uns, so gewaltige Fortschritte Seines Werks uns schauen läßt. Die Zeit eilt, die Weltmissionsperiode, in die wir eingetreten sind, wird die letzte sein. Je näher dem Ende, desto rascher wird die Entwicklung sein. Noch viele

Kämpfe mit alten und neuen Widersachern werden die Arbeiter auf die Probe stellen, manche gerühmte Kraft wird versagen, aller Menschenwitz wird zu Schanden werden, aber der welcher sein Leben für die Schafe gelassen hat, deß sie eigen sind, der wird sie auch herführen aus allen Enden, bis sein Wort erfüllt ist: „Und wird Eine Herde und Ein Hirte werden."

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
1. Evangelische Missionsanfänge in China	3
2. Hongkong und Kanton	17
3. Amoy und Futscheu	38
4. Ningpo und die China-Inland-Mission	59
5. Schanghai und Hankeu	77
6. Nord-China	91
Schlußwort	109

E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

1957 K 4551

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Zehntes Heft.

China's Missionsgemeinden.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
YxyMaster Standard* - Euroskala Offset